

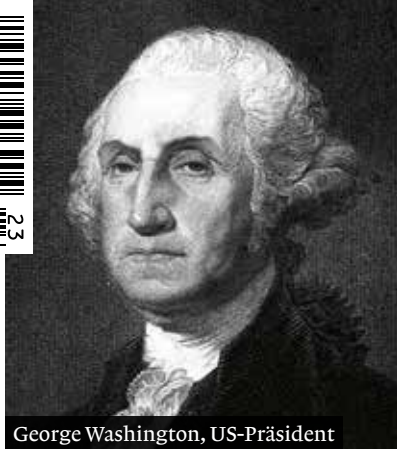
Zweiter Weltkrieg: Heinrich Rothmund rehabilitiert

DIE WELTWOCHEN



Nummer 23 – 8. Juni 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

53 Jahre
«Koben ohne»:
Die Bilanz



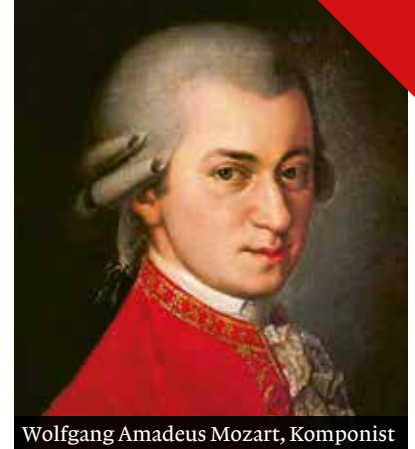
George Washington, US-Präsident



Winston Churchill, Premierminister



Oliver Hardy, Schauspieler



Wolfgang Amadeus Mozart, Komponist



John Wayne, Schauspieler

Die Freimaurer

Eine längst verdiente
Würdigung



Franklin D. Roosevelt, US-Präsident



Jonas Furrer, Bundesrat



Friedrich der Grosse, König



Johann Wolfgang von Goethe, Dichter



Felix Salten, «Bambi»-Erfinder



Wilhelmine von Bayreuth, Markgräfin



John Glenn, Astronaut

4 194 407 006 904 23

Auf dem mystischen Mekong

mit RV Mekong Prestige II^{***} und RV Mekong Pandaw^{***}



Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 1000.-
*Abhängig von Anslastung,
Saison, Wechselkurs

Thurgau Travel
15 Jahre
Flusskreuzfahrten

Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

15 Tage ab Fr. 4890.- (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, RV Mekong Pandaw, OD hinten)

- Faszinierendes Kambodscha und Vietnam
- Charmantes Phnom Penh
- UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat

1. Tag Zürich–Siem Reap Flug von Zürich via Bangkok nach Siem Reap. **2. Tag Siem Reap** Stadtbesichtigung. Transfer zum Hotel. **3. Tag Siem Reap** Besichtigungen der Tempelanlage Angkor Wat (UNESCO-Weltkulturerbe). **4. Tag Siem Reap** 2. Teil Besichtigungen von Angkor Wat. **5. Tag Einschiffung** Transfer zum Schiff (bei niedrigem Wasserstand Busfahrt um Tonlé Sap See). «Leinen los!». **6. Tag Kampong Chhnang–Oudong** Bootsausflug Kampong Chhnang. Ab Kampong Tralach Busausflug Oudong. **7. Tag Chong Koh–Phnom Penh** Rundgang durch das Seidenweberdorf. **8. Tag Phnom Penh** Stadtrundfahrt mit Königspalast. **9. Tag Phnom Penh–Grenze Vietnam** Flusstag. **10. Tag Tan Chau** Besuch Fischfarm und Seidenweberei. Rikschafahrt. **11. Tag Sadec–Cai Be** Ausflug nach Sadec. In Cai Be Besuch franz. Kathedrale, Süßigkeiten-/Reispapierfabrik. **12. Tag My Tho–Saigon** Ausschiffung, Transfer zum Hotel. Stadtrundfahrt mit chinesischem Viertel und Postamt. **13. Tag Saigon** Ausflug zu den «Cu Chi Tunnels». **14. Tag Saigon–Bangkok** Freier Morgen. Mittagessen und Besuch des Künstlerdorfs Ky Long Art. Transfer zum Flughafen. Am Abend Flug nach Bangkok. **15. Tag Bangkok–Zürich** Flug nach Zürich. Ankunft am frühen Morgen. Individuelle Heimreise.
Leicht geändertes Programm mit RV Mekong Pandaw.

Details zu Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay siehe Internet oder verlangen Sie den Flyer.

Königspalast, Phnom Penh



RV Mekong Prestige II^{****}

Topmodernes Schiff mit Platz für 64 Gäste. 28 Deluxe-Kabinen (ca. 20 m²) mit Privatbalkon, Sitzgelegenheit, 2 Einzelbetten, Sitzecke mit kleinem Tisch, Badezimmer mit Dusche/WC, Föhn, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage. Junior-Suiten (ca. 25 m²) und Terrasse-Suiten (ca. 28 m²) sind gleich ausgestattet mit einer grösseren Sitzecke und Bad mit separater Whirlpool-Badewanne. Im Restaurant werden alle Gäste gleichzeitig mit internationalen und lokalen Speisen verwöhnt. Bordausstattung: teilweise überdachtes Sonnendeck mit Liegestühlen und Whirlpool, Fitnessraum, Spa mit Massagezimmern und Lounge-Bar. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

RV Mekong Pandaw^{****}

Das 2013 renovierte Schiff bietet für 48 Gäste Platz. Die 24 Kabinen (ca. 16 m²) sind mit Dusche/WC, Föhn, Safe, individuell regulierbarer Klimaanlage und Stauraum unter den Betten ausgestattet. Auf der Veranda vor den Kabinen befinden sich komfortable Deckstühle. Im Restaurant auf dem Hauptdeck werden asiatische und internationale Speisen serviert. Bordausstattung: grosses überdachtes Sonnendeck mit Liegestühlen und Bar, Salon mit Bar, Fitness- und Massageraum, kleine Bibliothek. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

RV Mekong Pandaw^{****}



Reisedaten 2017/18 Es het solangs het Rabatt

RV Mekong Prestige II ^{****}		
05.11.–19.11.17	1000	14.01.–28.01.18 1000
03.12.–17.12.17	1000	28.01.–11.02.18 1000
RV Mekong Pandaw ^{****}		
21.11.–05.12.17	1000	13.02.–27.02.18 1000

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug) Prestige Pandaw

2-Bettkabine Oberdeck hinten	–	5890
2-Bettkabine Hauptdeck	–	6190
2-Bettkabine Oberdeck	–	6490
2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck	6290	–
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck	6590	–
Junior-Suite Hauptdeck	6990	–
Terrasse-Suite Oberdeck	7590	–
Zuschlag Alleinbenutzung OD hinten	–	690
Zuschlag Alleinbenutzung HD	990*	890
Zuschlag Alleinbenutzung OD	1490*	1290
Zuschlag Flug Business Class	auf Anfrage	
Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay	990	990
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	490	490

*nur Deluxe-Kabinen zur Alleinbenutzung möglich

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Flüge mit Thai Airways in Economy Klasse, alle Ausflüge/Stadtrundfahrten, lokale Getränke und Trinkgelder an Bord, Hotelübernachtungen. Details siehe Internet oder verlangen Sie den Flyer.

RV Mekong Prestige II^{****}



Alle Ausflüge inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Mekong Waterways/Pandaw River Expeditions

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Jeannine Büsser
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel^{*}

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

Was haben Friedrich II. von Preussen, seine Schwester Wilhelmine, James Watt, George Washington, Simón Bolívar, Jonas Furrer, Kurt Tucholsky, Oliver Hardy, J. Edgar Hoover, «Bambi»-Erfinder Felix Salten, John Wayne, Axel Cäsar Springer oder Astronaut John Glenn gemeinsam? Sie alle waren Freimaurer. Am 24. Juni jährt sich zum 300. Mal die Gründung der weltumspannenden modernen Freimaurerei. Darum feiern die Logenbrüder (und die weit weniger zahlreichen Logenschwestern) das Ereignis des Johannisfestes diesmal besonders intensiv. Die Nichtfreimaurer Roger Köppel, Claudia Schumacher und Christoph Mörgeli nähern sich dem geheimnisvollen Bund aus profaner Sicht, Roman Weissen berichtet als Freimaurer und Mitglied der Berner Loge zur Hoffnung. **Seite 18 bis 23**



Naturtalent: Moderatorin Rigozzi.

Seit letzte Woche bekannt wurde, dass Christa Rigozzi im neuen SRF-Format «Arena/Reporter» neben Jonas Projer als Co-Moderatorin auftreten wird, ist in der Schweizer TV-Szene die Hölle los. Die Ex-Miss-Schweiz aus dem Tessin polarisiert: Die einen befürchten eine Kommerzialisierung des Service public, andere erhoffen sich etwas frischen Wind in den verstaubten Studios der staatsnahen Rundfunkanstalt. Redaktor Alex Baur wurde schon vor Jahren auf das rhetorische und politische Naturtalent aufmerksam. Im Herbst 2014 traf er Rigozzi in ihrem Heim bei Bellinzona zu einem sehr persönlichen, mehrstündigen Interview. Rigozzis grösste Stärke sei vielleicht, dass man sie dauernd unterschätzt, meinte er nach dem Treffen. In dieser Ausgabe erklärt Baur, warum die «doppelt geerdete» Tessinerin ein seltener Glücksfall für SRF ist. **Seite 30**

Diese Woche diskutiert der Ständerat darüber, ob für Ausländer aus sogenannten Drittstaaten der Zugang zur Sozialhilfe eingeschränkt werden soll. Der Bundesrat lehnt dies ab. Die Regierung hat gut reden: Die Kosten für die Ausländer, die insbesondere über die Hochleistungsschiene des Asylwesens in den

Schweizer Sozialstaat einwandern, tragen vor allem die Kantone und Gemeinden. Den wenigsten dürfte bekannt sein, wie viel Geld dies verschlingt. Inlandchef Philipp Gut hat sich mit Fachleuten unterhalten und den Rechner hervorgehoben. **Seite 26**



Sommerzeit ist Reisezeit. Wohin soll es dieses Jahr gehen? Über das ganze Blatt verteilt, verraten Persönlichkeiten ihre liebsten Ferienzele: von Verlegerin Friede Springer über Börsenguru Marc Faber

bis zu Schwingerkönig Matthias Glarner. Mal handelt es sich um einen Geheimtipp, mal um einen bekannten Tourismusort, mal geht es ans Meer, mal in die Berge. Vierzehn Traumdestinationen ganz unterschiedlicher Art auf allen fünf Kontinenten sind so zusammengekommen.

«Auch ein kleines Publikum lässt sich begeistern», sagt man. Und ein echter Schauspieler nimmt diese Herausforderung an. Dass Klaus Maria Brandauer ein echter Schauspieler ist, muss er eigentlich nicht mehr beweisen. Doch genau das will er, so sah es aus. In einem kleinen Saal des Hotels «Baur au Lac» in Zürich befanden sich an einem Freitagnachmittag im vergangenen April bloss sein Agent, der Fotograf der *Weltwoche* und der Journalist. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – begann die KMB-Show im Augenblick, als dieser ins Zimmer trat. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huissingel, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

ICONIC



THE NAVITIMER SINCE 1952

BEXER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63



BREITLING
1884

Klimatokratie

Der heimliche Pariser Hinterzimmer-Klimaschwindel fliegt auf. Gut so. *Von Roger Köppel*

Die Maya, ein mittelamerikanisches Indianervolk, das in der frühen Neuzeit wegen anhaltender Dürre infolge Temperaturanstiegs unterging, huldigten mit Fleiss und Akribie dem Sonnengott. Ich habe keine Ahnung, wie die Maya ihre Gottheit nannten, aber sie opferten ihr lebende Tiere und Menschen, weil ihnen ihre Medizinmänner erzählten, nur so sei der Zorn der Sonne zu besänftigen.

Die armen Maya wussten nicht, ob ihre Opfer dem Gott gefallen würden, aber sie opferten und huldigten ihm bis in den Untergang. Es wäre vermutlich schlauer gewesen, sie hätten ihre Ressourcen in eine Reform der landwirtschaftlichen Anbaumethoden investiert.

Wir sind heute wieder an einem ähnlichen Punkt. Die Sonne ist böse geworden und heizt die Atmosphäre auf. Die Menschen befragen ihre Medizinmänner, die ihnen drohend neue Opfer empfehlen. Keine Tiere oder Menschen diesmal, die Leute sollen Geld und Wohlstand auf die Altäre legen, gefragt sind Selbstkasteiung und Verzicht. Auch die Heutigen wissen nicht, ob ihre Darbringungen den Sonnengöttern Freude machen, aber, ihren Medizinmännern vertrauend, hoffen sie, dass die Opfer irgendwann, vielleicht in 100 Jahren, Früchte tragen werden.

Klimapolitik ist Voodoo, Sonnenreligion, magisches Denken, auch eine Art Ablasshandel, an dem viele mitverdienen. Die Vorstellung, dass die Menschheit in einer konzertierten Aktion an Kongressen und Konferenzen die Durchschnittstemperaturen auf diesem Planeten steuern kann, ist so verrückt, dass sie schon fast wieder faszinierend ist. Die gleichen Leute, die seit Jahrzehnten erfolglos versuchen, die Staatsschulden zu senken, blühen vor den Mikrofonen auf, wenn sie den Leuten draussen erzählen können, wie sie mit ihren Konzepten den mutmasslichen weltweiten Temperaturanstieg begrenzen werden. Endlich eine Grenze, die sie sichern können.

Das Pariser Klimaabkommen ist, soweit ich es überblicke, ein Betrug. Es wurde von seinen Initianten als ultimativer Versuch zur Rettung des Planeten eingeflogen. Was in Paris beschlossen wurde, sei von existenzieller Bedeutung für die Menschheit, jubelten die Zeitungen, ein politischer Akt von allerhöchstem Rang: die Anbahnung der Lösung eines Zentralproblems, an der jeder Bürger dieses Planeten ein ureigenstes Interesse haben müsste. Und jetzt kommt der Betrug: Die Initianten von «Paris» schusterten ihr Abkommen vor-



Opfer für den Sonnengott: Maya-Kultur.

sätzlich so zusammen, dass es in keinem Land jemals eine Abstimmung darüber geben würde. Die Rettung der Menschheit wurde an den Menschen vorbeientschieden.

Natürlich gab es Ausflüchte: Das Abkommen, hiess es, wäre gar nicht durchgekommen, wenn man es als offiziellen Vertrag mit Sanktionen aufgesetzt hätte. Alle Massnahmen seien freiwillig, sonst wäre es notwendig geworden, das Abkommen den Parlamenten vorzulegen. Das dann aber doch nicht. Die Klimaretter um US-Präsident Obama fanden das Klima zu wichtig, um es der Demokratie zu überlassen.

Warum eigentlich? Wenn die Klimasteuerung so wichtig ist, wäre dies doch der endgültige Strassenfeger in der Politik. Weshalb soll man an den Leuten vorbeischleusen, was die Leute dringend interessieren muss und, wenn es ja stimmt, auch wird? Das seltsame Verhalten lässt nur zwei Deutungen zu: Entweder glauben die Klimapolitiker nicht an ihre Klimapolitik. Oder sie sind keine Demokraten, sondern Diktatoren, präziser: Klimatokraten, die ihr Anliegen wie einst die Kommunisten oder andere Vertreter totalitärer Systeme undemokratisch, heimlich, von oben, an den Bürgern vorbei durchzwängen wollen. Vermutlich trifft beides zu.

Man hört jetzt oft, das Pariser Klimaabkommen sei harmlos, da unverbindlich, die ganze Übung eher symbolisch zu verstehen und mehr ein Signal als konkrete Politik. Wer das glaubt, ist den Klimatokraten bereits auf den Leim gekrochen. Dieses Abkommen ist gefährlich, denn es schwebt irgendwo zwischen moralischer und rechtlicher Verbindlichkeit im demokratiefreien Raum über dem Rechtsstaat. Es ist ein Nichtvertrag, der aber doch Verhaltensänderungen und politische Massnahmen erzwingen will, freilich ohne dass die Bürger etwas zu sagen haben.

Und von wegen harmlos. In der Schweiz zum Beispiel dient das «unverbindliche» Pariser Klimaabkommen bereits sehr wohl als sehr verbindliche Rechtfertigungsgrundlage einer Energiestrategie, die bis ins Jahr 2050 rund 200 Milliarden Schweizer Franken kosten und die Energieversorgung auf den Kopf stellen wird – mit massiven Eingriffen ins Privatleben. So umkurven die Klimaretter die Demokratie: Sie schaffen an ihren internationalen Konferenzen Pseudorecht, das sie im Inland als Druckmittel benützen, um die gewünschten Gesetze herbeizuhebeln.

Trumps Ausstieg aus diesem Nichtvertrag, der ein Vertrag ist, ohne es zuzugeben, ist ein Akt der Ehrlichkeit. Der weltweite Hass, der ihm seither gesteigert entgegenschlägt, ist nur ein Beweis dafür, wie sehr die antidemokratische Klimareligion auch auf den Zeitungsredaktionen und in den Parteien um sich gegriffen hat. Mächtige Interessengruppen fürchten bereits um Geld und Einfluss, den ihnen das ach so unverbindliche Klimaabkommen beschert wird.

Der Gipfel der Heuchelei ist, wenn sie Trump jetzt vorwerfen, er hätte doch gar nicht austreten sollen, eine stillschweigende Nichtbeachtung des Abkommens wäre möglich und ausreichend gewesen. In solchen Ratschlägen offenbart sich die ganze Unehrllichkeit dieses heimliche Pariser Hinterzimmer-Klimaschwindels: Es geht nicht ums Klima, es geht darum, die Fassade einer weltweiten Gesinnungsgemeinschaft aufrechtzuerhalten, die sich und ihren Profiteuren in Wirtschaft, Forschung und Gesellschaft die Taschen füllt.

Die Masken fallen. Der Schwindel fliegt auf. In der Schweiz gibt Bundespräsidentin Doris Leuthard unter dem nicht enden wollenden Applaus der Medien strahlend die Galionsfigur für diese dubiose demokratie- und wohlstandsfeindliche Klimatokratie.

Ich bin sicher nicht gegen Umweltschutz und saubere Energien, aber ich bin dagegen, wenn hinter unserem Rücken eine Art Umweltismus aufgezogen wird mit verlogenen «unverbindlichen» Abkommen, die am Ende ein System von Pfründen, Vorschriften und Privilegien begründen, das Leute bezahlen müssen, die gar nie gefragt wurden. Dank Trump reden nun endlich alle darüber. Gut so.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

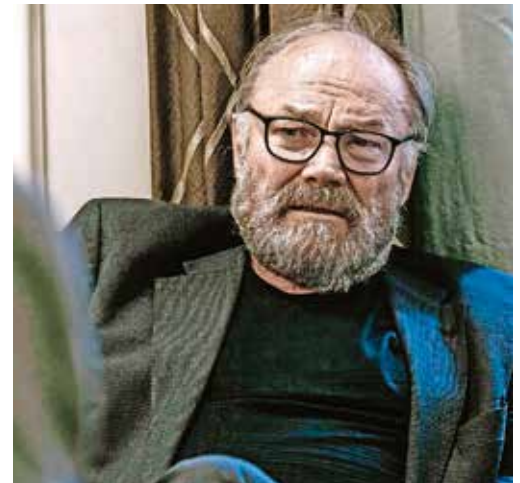
Spitze für Sie.



Befreiung: Berner Schwimmbad, 1978. Seite 36



Klimapolitik – Chance oder Katastrophe? Seite 12



««Humlet, Humlet, Humlet; uffala, uffala», so kann doch ein «Hamlet» anfangen.»

Klaus Maria Brandauer: Seite 58

Titelgeschichte

- 18 **Die Freimaurer**
Höchste Zeit für eine Würdigung
- 20 **Eine kosmopolitische Bewegung**
Einblick in die 86 Schweizer Logen
- 22 **«Fort mit der Freimaurerpest!»**
Feinde des angeblichen Geheimbunds
- 23 **Frauen und Freimaurerei**
Freimaurerinnen in der Schweiz

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar**
Der Terror wird nicht enden ...
- 9 **Im Auge** Gheorghe Hagi
- 10 **Arbeit** Fast wie Italien
- 10 **Politik** Heisse Luft
- 11 **Armee** Starke Soldatinnen
- 11 **Regulierung** Bergün ist überall
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** Jack O'Neill, Erfinder
- 24 **Mörgeli** Grüner kalter Krieger
- 24 **Bodenmann**
Sohnemann, Papa und Pampa
- 25 **Medien** Riesenkrach ums Röckli
- 25 **Die Deutschen** Die Gartenparty
- 46 **Brief aus Berlin** Vorteil Merkel
- 51 **Trumps Woche** Die Ausrede

Interviews

- 38 **Clayton Christensen** Der Harvard-Ökonom sagt, wie man in Innovationen investiert
- 58 **Klaus Maria Brandauer** Der grosse Schauspieler über die Bedeutung des Theaters und über Männlichkeit

Inland

- 15 **Klimaschutz** Die Schweiz alimentiert die multilaterale Geldmaschine
- 26 **Vier Millionen für eine Hängematte**
Die wahren Kosten der Asylanten
- 30 **Christa Rigozzi** Die Tessinerin ist ein Glücksfall für das Schweizer Fernsehen
- 31 **Häusliche Gewalt** Simonetta Sommarugas Augenwischerei
- 32 **Heinrich Rothmund** Rehabilitierung des Fremdenpolizei-Chefs
- 34 **Der gelbe Filz** Die Verstrickungen der CVP mit Postpräsident Urs Schwaller

Ausland

- 40 **Charles de Gaulle** Jonathan Fenby über die alles überragende Figur aus Frankreichs Geschichte
- 42 **«Le grand Charles»** Der General steht für nationales Selbstbewusstsein
- 43 **Parlamentswahlen**
«Alle Macht für Macron?»
- 44 **Facebook** Terror-Helfer in Mark Zuckerbergs Imperium

Wirtschaft & Wissenschaft

- 12 **Hungersnöte und unzählige Tote**
Die haltlosen Warnungen der Befürworter des Klimaabkommens
- 50 **Frauen ohne Gnade** Martin van Creveld über weibliche Gewalt im Spiegel der Geschichte

Kultur & Gesellschaft

- 29 **Naturschauspiel** Mark van Huissingel über den ersten Hitzetag des Jahres

- 36 **53 Jahre «oben ohne» – eine Bilanz**
1964 begann die Rebellion der Frauen gegen zwickende Büstenhalter
- 47 **Laurie Anderson** Die US-Musikerin und Performancekünstlerin ist siebzig
- 47 **Roman Josi** Der Schweizer Eishockeyspieler brilliert in Amerika
- 48 **Tiger Woods** Verfrühte Abgesänge auf den besten Golfer aller Zeiten
- 54 **Klassik** Der Dirigentenberuf ist eine Männerdomäne
- 56 **Umfrage** Warum gibt es nicht mehr Dirigentinnen?

Rubriken

- 52 **Ikone der Woche** Sadiq Khan
- 60 **Die Bibel** Gerechtigkeit
- 60 **Knorr** «War Machine»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Arkady Shilkloper / Vadim Neselovskyi: Lustrum
- 62 **Thiel** AV2020
- 62 **Namen** Viel auf Geschäftsreise
- 62 **Fast verliebt** Aschenputtel
- 63 **Unten** durch Morphinum
- 64 **Wein** Ehrenrettung eines Rosés
- 65 **Auto** Lamborghini Aventador S
- 66 **Darf man das? / Leserbrief**

DER ERSTE SUV VON ALFA ROMEO.



ALFA ROMEO STELVIO

MIT 280 PS TURBO-BENZINMOTOR UND Q4-ALLRADANTRIEB.
JETZT PROBE FAHREN.

GRATISSERVICE
5/100'000

La meccanica delle emozioni



FCA CAPITAL
Suisse

Alfa Romeo Stelvio 2.0 Turbo-Benzinmotor 280 PS AT8 Q4, 7,0 l/100 km, CO₂ 161 g/km, Energieeffizienzklasse: F, Durchschnitt der CO₂-Emission aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 134 g/km.



Lamborghini-Werk © Lamborghini



Bologna, Santo Stefano
© Fototeca Enit Vito Arcomano



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum: © Lamborghini



Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor-Mania» Dolce Vita und schnelle Motoren

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf dieser viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Bologna und Modena.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und Emotionen. Bei Werksbesichtigungen und in Ausstellungen erkunden Sie die legendären Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind. Nicht zu kurz kommt auf der 4-tägigen Reise der Genuss, so etwa beim Abendessen im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Ferrari-Formel-1-Piloten, oder bei der Parmigiano-Degustation auf dem Landgut der Familie Panini.



Weinreben © Fototeca Enit Sandro Bedessi

Programm (Auszug):

- 1. Tag: Reise nach Bologna**
 - Flug Zürich–Venedig
 - Check-in und Apéro im Hotel
- 2. Tag: Tal der Motoren**
 - Besuch der Edelschmiede Pagani
 - Parmigiano-Degustation
 - Maserati-Museum
 - Werksbesichtigung bei Lamborghini
 - Nachtessen mit Fabio Lamborghini
- 3. Tag: Ducati und Ferrari**
 - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati
 - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
 - Abendessen im Ristorante «Montana»
- 4. Tag: Bolognas historische Altstadt**
 - Rundgang zu den Sehenswürdigkeiten
 - Rückflug nach Zürich

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Motor-Mania»
20. bis 23. September 2017

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «I Portici», Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif im Restaurant (1. Tag)
- Parmigiano-Degustation (2. Tag)
- Abendessen mit Fabio Lamborghini (2. Tag)
- Abendessen Ristorante «Montana» (3. Tag)
- Ausflug zu Pagani, Maserati-Museum
- Besuch bei Lamborghini (Werk, Privatmuseum)
- Ducati und Ferrari (Werk, Museum)
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: ab Fr. 2280.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 2580.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 400.–
Option: Begleitete Testfahrt im Ferrari F430 (Fr. 150.–, 30 Min.)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091752 3520 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platinclub



Der Terror wird nicht enden...

...solange wir uns hartnäckig der Realität verweigern. Die lautet: Der gewalttätige Islamismus hat direkt mit dem Islam zu tun.

Von Urs Gehriger

Zum dritten Mal innert dreier Monate musste Theresa May – nach dem neusten Blutbad von London – ihrem Volk Mut zusprechen: «Wir müssen zusammenstehen, zusammen werden wir unseren Feind besiegen.» Der «Feind», so stellte Britanniens Premierministerin sofort klar, sei der «islamische Extremismus», und dessen Ideologie sei eine «Perversion des Islam».

Es waren Worte, wie sie jeder europäische Politiker umgehend äussert, wenn uns der islamistische Terror heimsucht: dort das dreckige Dutzend, hier die überwältigende Masse der friedliebenden Muslime, die mit Gewalt und Fanatismus rein gar nichts am Hut hat.

Bevor wir weitermachen, als wär' nichts geschehen, doch noch rasch eine Frage, die schon lange unter den Nägeln brennt: Wenn es stimmt, dass eine Handvoll irrer Muslime in rasender Kadenz eine ganze friedliebende Religion «pervertiert», wo bleibt dann eigentlich der Aufschrei der überwältigenden Masse der friedliebenden Muslime? Ob nach Madrid, Cannes, Paris, Brüssel oder London – seit Jahren warten wir vergeblich darauf.

Dieses Phänomen kann auch Europas Politspitzen nicht entgangen sein. Ganz wie bisher will May jedenfalls nach dem jüngsten Schlag nicht weiterfahren. «Genug ist genug», sagte sie. «Es gibt – offen gesagt – viel zu viel Toleranz gegenüber Extremismus in unserem Land.» Ein Unterton der Verzweiflung war nicht zu überhören, denn im Grunde weiss May haargenau: Islamischer Extremismus ist kein Randphänomen – er erstreckt sich bis tief hinein in die Gesellschaft der «moderaten» Muslime.

50 Millionen Muslime akzeptieren Gewalt

Der Niederländer Ruud Koopmans gehört zu den Koryphäen der Migrationsforschung. Seit Jahren dokumentiert er die Auswüchse des «radikalen Islam». «Zwei Drittel der befragten Muslime in Europa halten religiöse Gesetze für wichtiger als die Gesetze des Landes, in dem sie leben», sagt er. Und hält fest: «Die Hälfte der volljährigen Muslime hängt einem erzkonservativen Islam an, der wenig Wert auf die Rechte von Frauen, Homosexuellen und Andersgläubigen legt. Von diesen weltweit 500 Millionen sind mindestens 50 Millionen Muslime bereit, Gewalt zu akzeptieren, um den Islam zu verteidigen.» Zwar lebe nicht jeder, der Gewalt befürwortet, diese auch direkt aus, so der Forscher zur *Rheinischen Post*. «Aber die Bedrohung geht auch von denen aus, die Radikale unterstützen, sie ermutigen, ihnen Unterschlupf bieten oder ein-



«Viel zu viel Toleranz»: Premierministerin May.

fach den Mund halten, wenn sie Radikalisierung beobachten und Anschlagpläne vermuten.»

Gewalttätiger Islamismus hat sehr wohl mit dem Islam zu tun. Zu den wenigen, die es wagen, offen darüber zu sprechen, gehört Ägyptens Präsident as-Sisi. In seiner Neujahrsansprache 2015 las er den Gelehrten der al-Azhar-Universität, einer Hochburg islamischer Indoktrinierung, die Leviten: «Das Werk der islamischen Texte und Ideen, die wir über die Jahrhunderte als heilig erklärt haben, erzürnt die gesamte Welt.» Er forderte unmissverständlich: «Sie müssen aus sich selbst heraustreten, um in der Lage zu sein, die Dinge aus einer erhellenen Perspektive zu betrachten und zu interpretieren. Wir brauchen eine religiöse Revolution.»

Wie reagieren Europas Politiker auf diese mutigen Worte? Statt beizupflichten, ziehen sie den Kräften der Erneuerung innerhalb des Islam den Teppich unter den Füßen weg, indem sie – wie Londons muslimischer Bürgermeister Sadiq Khan – über die Attentäter behaupten: «Ihre Ideologie ist pervers, sie ist giftig – und sie hat im Islam keinen Platz.»

Mit der Behauptung, muslimische Terroristen seien ein Fremdkörper im Haus des Islam, verweigern sich Europas Eliten der Realität. Der vielbeschworene Sieg über den gewalttätigen Islam hat so keine Chance auf Erfolg.

Mehr zum Thema: Seiten 44 und 52

Der Karpaten-Maradona



Gheorghe Hagi, erfand den Fussball neu.

Fussballmärchen gibt es mehr als Märchen der Brüder Grimm, aber in der Wirklichkeit läuft es immer gleich. Der Star weiss es besser als der Trainer, der zur Strafe den Star auf die Bank verbannt. Der Trainer wiederum weiss alles besser als der Präsident, der darauf den Besserwisser entlässt, denn der Präsident hat immer recht. Gheorghe «Gica» Hagi, auch der «Maradona der Karpaten» genannt, heute 52, kennt diese Gesetzmässigkeit. Sie liess ihn früh ergrauen und trotzdem reich werden.

Es war einmal ein eigensinnig-genialischer Ballzauberer in den Trikots von Real Madrid und des FC Barcelona. Aber als er selber Trainer wurde, bei der rumänischen Nationalmannschaft, bei Galatasaray Istanbul, bei Steaua Bukarest und andernorts, da posierte immer ein Diktator, ein Grosskopfer oder ein Oligarch, der ihm dreinredete. Nach seinem letzten schnellen Rauswurf am Bosphorus gründete er im einstigen Katastrophenparadies der Planwirtschaft ganz privat in der Hafenstadt Constanta am Schwarzen Meer seine Fussballakademie Viitorul, wie er das beim FC Barcelona gesehen hatte.

Damit die Jungen auch um die Wurst spielen konnten, kaufte er den bürokratischen Mantel eines unterklassigen Klubs hinzu. Innert drei Jahren stieg Hagi Viitorul in die oberste Liga auf. Und jetzt gewann der totale Aussenseiter und Spielverderber die Landesmeisterschaft, die als eine der korruptesten gilt, und wird kommende Saison in der Champions League auflaufen. Mit lauter eigenen Spielern, die Hagi nichts kosteten. Bald sprudeln die Millionen. «Für meine 300 Jungen in der Akademie», sagt er, «mache ich alles, und alles selber. Den Trainer, den Schuldirektor, die Karriereplanung.» Schon wird Hagi Spielwiese von den Heuschrecken aus dem Ausland überfallen. Das Durchschnittsalter des Teams beträgt nur 21,4 Jahre, drei seiner Talente spielen in der Nationalmannschaft, acht in der U-21. Seinen eigenen Sohn Ianis hat er bereits nach Florenz geschickt.

Peter Hartmann

Fast wie Italien

Von Beat Gygi —

Die Schweiz hat Probleme mit der Produktivität

Die Schweizer Wirtschaft läuft nicht schlecht, es ist eindrücklich, wie viele Unternehmen die Frankenerstarkung gut bewältigt haben und wie stark die Exporte seit langem zulegen. Aber ganz geheuer ist die Sache vielen Leuten nicht. Irgendwie kommt die Wirtschaft nicht so richtig voran, das zeigt sich nicht nur in den niedrigen Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts, sondern auch darin, dass sich die Arbeitsproduktivität seit langem nur schwach verbessert. Die Schweiz ist zwar auf prominenten Ranglisten zur Wettbewerbsfähigkeit, zur wirtschaftlichen Freiheit oder zur Innovationskraft immer wieder auf den vordersten Rängen, aber in der Arbeitsproduktivität kann sie schlecht mithalten.

Eine jüngst erstellte Liste des Think-Tanks The Conference Board zeigt das Land auf dem zweitletzten Platz unter fast dreissig grösseren Volkswirtschaften, wenn es um das Produktivitätswachstum geht. Demnach hat die Produktivität, also die Wertschöpfung pro Arbeitsstunde, in der Schweiz von 1996 bis 2006 um nicht ganz 2 Prozent pro Jahr zugenommen, von 2007 bis 2016 dagegen ging sie im Durchschnitt jährlich geringfügig zurück. Unter allen Ländern macht nur Italien eine noch schlechtere Figur.

Man kann sich ein Stück weit aus der beklemmenden Lage herausreden. So ist ein schwaches Produktivitätswachstum seit fast zwanzig Jahren und in fast allen Ländern ein Problem – und für viele Fachleute ein Rätsel. Weiter ist bekannt, dass in der Schweiz ein sehr grosser Teil der Leute arbeitet und dass Stellen mit vergleichsweise geringer Produktivität nicht so rasch beseitigt werden wie in anderen Ländern, wo die Arbeitslosigkeit entsprechend höher ist. Schliesslich ist der Finanzsektor seit 2009 in der Flaute, seit da hat er nichts mehr zur Produktivitätssteigerung der Wirtschaft beigetragen.

Beim Finanzsektor kann man auf eine Erholung hoffen, andere Bereiche dagegen sind so undurchsichtig, dass Sorgen am Platz sind, die Produktivität könnte dauerhaft Schaden nehmen. Da in den vergangenen zehn Jahren praktisch nur der öffentliche Sektor und staatsnahe Branchen ein Stellenwachstum erfahren haben, muss man sagen: Die Stellenzahl hat vor allem da zugenommen, wo man nicht weiss, wie produktiv die Stellen sind. Man weiss aber, dass die Personenfreizügigkeit es sehr einfach machte, viele neue Jobs durch Zuwanderer zu besetzen und dass bei der Anstellung nicht geprüft wurde, wie produktiv diese wirklich sind.

Heisse Luft

Von Alex Reichmuth — Das Pariser Klima-Abkommen war eine symbolische Übereinkunft, aus der jetzt die Amerikaner symbolisch aussteigen. Das ist es aber auch schon.

Welche Aufruhr! Kaum hatte US-Präsident Donald Trump angekündigt, aus dem Pariser Klimaabkommen aussteigen zu wollen, erhob sich rund um den Globus ein Jammern und Wehklagen, als gäbe es kein Morgen. Politiker wie Angela Merkel, Emmanuel Macron und Barack Obama verfielen in ein Lamento, wie wenn der Weltuntergang bevorstünde. Die Schöpfung sei in Gefahr, die Zukunft der Erde stehe zur Disposition. Selbst der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán, nicht für Zimperlichkeit bekannt, zeigte sich betroffen: «Ich stehe unter Schock.» Trotzger erhoben auch Wissenschaftler, Wirtschaftsführer und Schauspieler ihre Stimme, um Bösewicht Trump die Stirn zu bieten. Hollywoodstar Arnold Schwarzenegger rief gar zur «Revolution an der Basis» auf, «um unseren Planeten zu retten».

Fortsetzung folgt ...

Das Klimaabkommen von Paris steht im Zentrum dieses Spektakels. Es wurde, als es im 2015 von den Staaten dieser Welt abgeschlossen worden war, als grosser Durchbruch gefeiert. Das war allerdings Heuchelei, denn was man ursprünglich haben wollte, war ein Vertrag, der den Staaten verpflichtende Reduktionsziele auferlegt. Schon 2009 in Kopenhagen sollte ein solch verpflichtender Vertrag ausgehandelt werden – doch man scheiterte krachend, weil sich China und die USA als grösste Emittenten nicht handelseinig geworden waren. Es folgte ein jahrelanges Ringen. Die Entwicklungs- und Schwellenländer verlangten, dass die Industrieländer wegen ihrer historischen Schuld weiterhin die Hauptlast beim Klimaschutz tragen. Die entwickelten Länder wiederum reklamierten, es gehe nicht an, dass sich Schwellenländer wie Indien und China als Opfer darstellten, während ihr CO₂-Ausstoss nonstop steige.

Das Gefeilsche wäre wohl noch heute im Gange, hätte man nicht stillschweigend akzeptiert, dass jede Zusage zum Klimaschutz nur freiwillig erfolgen soll. Zwar ist möglich, dass aufgrund des Pariser Abkommens einige der angekündigten Milliarden Dollar vom Norden in den Süden fliessen, aber niemand geht davon aus, dass das geplante Ausmass der Umverteilung angesichts des absehbaren Widerstands realisiert wird. Das Pariser Abkommen ist nicht viel mehr als heisse Luft.

Von daher ist es eine Erlösung, wenn der Präsident der grössten Wirtschaftsmacht diesen Aktivismus mit seinem Austritt entlarvt. Die,

die schon immer der Meinung waren, das Gedröhne einer kommenden «Klimakatastrophe» mache die Welt nicht besser, sondern ärmer, feiern Trump als kühnen Boten der Wahrheit. Doch ob sich letzte Woche in Washington tatsächlich Bedeutendes ereignete, ist zu bezweifeln. Zum einen ist fraglich, ob dem Austritt aus einem «Nicht-Vertrag» irgendeine Bedeutung zukommen kann. Zum anderen erfolgt die Kündigung durch einen Präsidenten, dessen Handlungsspielraum infolge seines speziellen Politstils schon zuvor eingeschränkt war.

Die Kündigung des Abkommens ist ebenso eine Symbolhandlung, wie es schon dessen Abschluss war. Würde der Austritt durch eine Figur erfolgen, die höchste Glaubwürdigkeit genösse, würde es sich um ein kräftiges Symbol handeln. Sie erfolgt nun aber durch einen Mann, der seit Beginn seiner Amtszeit in einen Fettnapf nach dem anderen getreten ist, ja dessen Zeit im Weissen Haus enden könnte, sollten etwa in der Russland-Affäre kompromittierende Einzelheiten aufscheinen. Bereits haben mehrere US-Bundesstaaten trotz angekündigt, an ihren Klimaprogrammen festzuhalten. Die Akteure dieser Welt richten sich darauf ein, ihr Klimatheater in der Nach-Trump-Ära unverändert fortzusetzen.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Patmos

Friede Springer, Verlegerin

Für mich ist die griechische Insel Patmos einer der schönsten Plätze auf der Welt. Der Legende nach hat hier der Apostel Johannes (der Evangelist) in einer Grotte das letzte Buch der Bibel, die Apokalypse, geschrieben. Er soll es seinem Helfer, dem Griechen Prokoras, diktieren haben. Die Kargheit der Insel, die weissen Kuben der Inselarchitektur, die grandiose Landschaft, der Blick von der Chora (dem höchsten Punkt des Dorfes) auf das grüngraue Meer der Ägäis. Das berühmte Licht Griechenlands! Einfach wunderbar.



Starke Soldatinnen

Von Pierre Heumann — Christoph Mörgeli warnte in der vergangenen Woche vor einer «Feminisierung der Armee». Erfahrungen in Israel zeigen: Frauen sind mindestens so gute Kämpferinnen wie Männer.

Der Schweizer Armee droht Gefahr: Das zumindest behauptet Christoph Mörgeli in der *Weltwoche* vom 1. Juni. Er warnt eindringlich davor, den Anteil uniformierter Frauen zu erhöhen, wie das in jüngster Zeit verschiedentlich angeregt wurde, zum Beispiel von Verteidigungsminister Guy Parmelin und den Militärdirektoren der Kantone. «Die geplante Feminisierung der Armee», so Mörgeli, setze allenfalls ein politisches Zeichen, sie «hat aber mit dem verfassungsmässigen Auftrag der Verteidigung von Land und Volk nichts zu tun».

Da weibliche Soldaten in Israel zum Alltag gehören, las ich Mörgelis Artikel «Die weichste Armee der Welt» mit grossem Interesse. Gleichzeitig wunderte ich mich, dass der Autor vor der «geplanten Feminisierung der Armee» warnt.

Nicht zum Spass

Ein Blick auf die Rolle der Frau in der israelischen Armee ist deshalb aufschlussreich.

Für einen Kampfauftrag seien Frauen «nach allen Erfahrungen» bei aller Robustheit physisch nur bedingt einsetzbar, schreibt Mörgeli. Auf israelische Erkenntnisse kann er sich damit nicht gestützt haben. Frauen, die im Normalfall während zweier Jahre dienstpflichtig sind, spielen in Israel bei der Verteidigung von Land und Volk eine zentrale Rolle. Israelinnen dienen in Kampfeinheiten, sitzen als Nummer eins im Cockpit der F-35-Kampffjets, kommandieren Panzer und bringen als Ausbilderinnen Rekruten den Umgang mit scharfer Munition und schweren Waffen bei. Und kaum jemand wird wohl behaupten wollen, dass Israels Armee deshalb «verweicht» sei.

Wer den uniformierten jungen Frauen mit umgehängtem Sturmgewehr begegnet, kommt nicht auf die Idee, den Beitrag der Soldatinnen zur Verteidigung despektierlich als «Feminisierung der Armee» zu bezeichnen.

In Israel gibt es zahlreiche Bemühungen, den Anteil der Frauen in der Armee zu erhöhen. Das liegt einerseits daran, dass die Dienstpflicht für Männer von 36 auf 32 Monate reduziert wurde. Der dadurch entstehenden Knappheit an Soldaten soll mit einem höheren Frauenanteil entgegengewirkt werden. Sähen Israels Strategen darin ein Risiko für die Verteidigungskraft des Landes, sie würden mit Sicherheit darauf verzichten. Denn wenn es um die Sicherheit geht, verstehen Israelis keinen Spass.



Schlagkraft statt Ego: israelische Kämpferin.

Dass Israelinnen in Panzern fahren, der Frauenanteil in Kampftruppen bald zehn Prozent betragen soll, Soldatinnen mehr und mehr auch in High- und Cybertech-Formationen vertreten sind: All das kann nur heissen, dass sie aufgrund aller bisherigen Erkenntnisse und Erfahrungen nicht weniger geeignet sind als ihre männlichen Kollegen.

Keine plumpen Schmeicheleien

Im Mossad, der legendären israelischen Spionageorganisation, ist man sogar der Überzeugung, dass Frauen bessere Arbeit leisten als Männer. Ein ehemaliger Mossad-Chef lobte vor einiger Zeit den Vorteil von Frauen im Nachrichtendienst. Sie hätten nicht nur Multitasking-Fähigkeiten. Sie würden auch ihr Ego unterdrücken, wenn sie damit den Erfolg ihrer Mission sicherstellen können.

Dass das keine plumpen Schmeicheleien sind, zeigt ein Blick auf die Angestelltenstatistik. Im harten und gefährlichen Geschäft der Nachrichtenbeschaffung sind derzeit rund 40 Prozent der Spione Frauen, in Kaderpositionen immerhin 24 Prozent.

Jetzt will der Mossad die Feminisierung erhöhen. In Inseraten sucht der Mossad in den Medien nach «kraftvollen Frauen», um die Schlagkraft des Spionagedienstes zu steigern.

Bergün ist überall

Von René Zeller — Warum soll man Bergdörfer fotografieren dürfen?

Die Obrigkeit der Bündner Gemeinde Bergün glaubte, sie sei besonders schlau. Angestachelt von der neunmalklugen Zürcher Werbeagentur Jung/von Matt, untersagte sie Touristen das Fotografieren in den schnuckeligen Gassen ihres Ferienortes. Die Gemeindeversammlung, die über den regulatorischen Schabernack heimlich eingeweiht worden war, hiess das Verbot mit 46 zu 2 Stimmen gut.

Die erwünschte Publizität folgte auf dem Fuss. Wie ein tosender Bergbach ergoss sich ein Shitstorm über der Dorfgemeinschaft und den ebenfalls klandestin involvierten Bündner Marketingorganisationen. Grenzüberschreitend dampfte die verbale Notdurft erboster Berggänger. Gemeindepräsident Peter Nicolay beeilte sich, das erlassene Verbot als null und nichtig zu entlarven, als demokratisch getarnten Werbegag. Wer Bergün nicht meiden will, darf künftig also wieder fotografieren.

Spiegelbild, kein Werbegag

Schuld an der fragwürdigen Aktion – soll man den Bergünener Gemeinderat noch ernst nehmen? – sind allerdings nicht die lokalen Behörden allein. Das eigentliche Problem besteht darin, dass unsinnige Verbote, skurrile Anordnungen und regulatorischer Übereifer hierzulande allgegenwärtig sind. Wer etwa in Zürich ein Limmatschiff besteigt, ist schon fast kriminell. Legendär ist die wahre Geschichte, gemäss der ein Vater, der seinem Kleinkind einen Apfelschnitz verabreichte, aus dem Schiff bugsirt und in Handschellen gelegt wurde. Er hatte das Piktogramm «Füttern verboten!» missachtet.

Das Bergünener Fake-Piktogramm «Fotografieren verboten!» funktionierte als Werbebotschaft, weil niemand mehr erstaunt ist, wenn der Amtsschimmel einen weiteren Unsinn von sich gibt. Herr und Frau Schweizer haben resigniert. Im Strassenverkehr wuchern Verbotsschilder, Gastronomen werden bürokratisch gefesselt, Polizisten fahnden von Gesetzes wegen nach Lichtsündern und Nachtruhestörern auf klackenden Stöckelschuhen.

Seit Jahren stimmen Politiker das Klagegedel über den wuchernden Paragrafenschwungel an. Seit ebenso vielen Jahren schießen neue Verbote und einschränkende Gebote ins Kraut. So gesehen, war die von den Nassforschern Bergünener Gemeindebehörden angezettelte Publizitätskampagne faktisch gar kein Werbegag, sondern ein Spiegelbild der traurigen Realität. Bergün ist überall.



«Sicherheit künftiger Generationen»: Morteratschgletscher im Berninagebiet.

Politik

Hungersnöte und unzählige Tote

Von Alex Reichmuth und Urs Gehriger — US-Präsident Trump verspiele unsere Zukunft, tönt es von überall her. Ob wegen des Ausstosses von Klimagasen eine gefährliche Erwärmung droht, ist alles andere als klar. Die Umsetzung des Pariser Abkommens würde aber fast sicher katastrophal enden.



«Dieser Entscheid ignoriert unsere ganze Forschung.»

Thomas Stocker, Klimaforscher an der Universität Bern und ehemaliger Kandidat für den Vorsitz des Weltklimarats

Ist der Klimawandel menschengemacht? Ein Stück weit wohl schon. Die Welttemperatur ist seit Beginn der Industrialisierung um etwas mehr als ein Grad gestiegen. Unter Laborbedingungen ist belegt, dass mehr CO₂ in der Luft zu einer höheren Temperatur führt. In der Realität ist aber unklar, wieweit Wasserdampf in der Luft, die Wolken und das Meer diesen Treibhauseffekt verstärken oder ob diese Faktoren ihn insgesamt gar dämpfen. Darum ist auch weitgehend unbekannt, ob und wie stark die Atmosphäre bei einem weiteren CO₂-Zufluss wärmer wird. Wie sehr

andere, unbeeinflussbare Faktoren – wie etwa die Einstrahlung der Sonne – das Klima mitsteuern, ist ebenfalls kaum abschätzbar.



«Der Entscheid enttäuscht nicht nur. Er betrifft uns, die wir an der Front des Klimawandels leben, in besonderem Mass.»

Hilda Heine, Präsidentin der tiefgelegenen Marshallinseln im Pazifik

Warum haben fast alle Länder das Klimaabkommen unterzeichnet? Kaum wegen der Sorge um die Zukunft der Erde. Die Entwicklungsländer hoffen auf Geld von den Industriestaaten. Auch wenn der Klimafonds nicht vollständig geäuft würde, könnten jährlich Dutzende Milliarden Dollar vom

Norden in den Süden fliessen. Deshalb haben die Entwicklungsländer jedes Interesse, den Klimawandel so schlimm als möglich darzustellen. Die Politiker der Industrieländer wissen wiederum, dass «Klimaschutz» bei der Bevölkerung einen guten Ruf hat. Entsprechend stellen sie sich als Weltretter dar. Zudem hat sich im Norden wie im Süden eine eigentliche «Klimaindustrie» entwickelt, die auf gute Geschäfte hofft. Es sind zum einen Organisationen und Funktionäre, die vom Klimaaktivismus leben, zum anderen Wirtschaftsunternehmen, die entsprechende Technologien und Finanzdienstleistungen anbieten. So hat vor wenigen Tagen eine Firma, die aus einem Spin-off der ETH Zürich hervorgegangen ist, eine Maschine präsentiert, die CO₂ aus der Luft ausscheiden kann. Die Herstellung von CO₂, das dann für die Produktion von Gemüse ein-



gesetzt wird, ist so mehrfach teurer als bei konventioneller Produktion, erweckt aber die Illusion, dass damit der Klimawandel gebremst werde.



«Klimawandel ist real. Er stellt eine einzigartige Bedrohung für die Zukunft auf unserem Planeten dar.»

Anne Hidalgo, Bürgermeisterin von Paris

Droht eine «Klimakatastrophe»? Eher nicht. Von einer solchen müsste man sprechen, wenn sich die Temperatur um weitere drei oder vier Grad erhöhte. Das würde die Lebensbedingungen auf der Erde wohl verschlechtern. Eine nur geringe weitere Erwärmung könnte sich insgesamt aber als positiv erweisen – etwa, weil grössere Ernten möglich wären und weniger Menschen infolge Kälte stürben. Mittels des Baus von Dämmen gegen einen steigenden Meeresspiegel, der Entwicklung hitzebeständiger Agrarprodukte oder der Errichtung wärmeisolierter Gebäude könnten sich die Menschen zudem ein Stück weit gegen die Folgen des Klimawandels wappnen. In den letzten zwanzig Jahren ist die Temperaturentwick-

lung hinter den Erwartungen der Klimaforscher zurückgeblieben, so dass die Wahrscheinlichkeit einer nur milden Erwärmung gestiegen ist.



«Wir brauchen dieses Pariser Abkommen, um unsere Schöpfung zu bewahren, nichts kann und wird uns dabei aufhalten.»

Angela Merkel, deutsche Bundeskanzlerin

Lässt sich eine allfällige «Klimakatastrophe» abwenden? Nur sehr schwer. Das Klima der Erde hat sich immer wieder stark verändert, zum Teil auch in relativ kurzer Zeit – schon lange vor dem Auftauchen des Menschen. Sollten für die gegenwärtige Erwärmung weitgehend natürliche Faktoren verantwortlich sein, ist jeder Versuch der Einflussnahme zwecklos. Sind sogenannte Klimagase (CO₂, Methan etc.) aber tatsächlich der wichtigste Treiber, könnte die Erwärmung eventuell gedämpft werden, wenn ihr Ausstoss rasch und radikal heruntergefahren würde. Dann müsste schon in wenigen Jahrzehnten auf den Einsatz fossiler Brennstoffe praktisch ganz verzichtet werden. Die Weltwirtschaft wird heute aber zu etwa 85 Prozent von fossilen Brennstoffen angetrieben.



«Das Pariser Abkommen bietet den richtigen weltweiten Rahmen für den Wohlstand und die Sicherheit künftiger Generationen.»

Theresa May, Premierministerin von Grossbritannien

Was steht im Pariser Klimaabkommen von 2015? Nichts Verpflichtendes. Die 195 Mitgliedstaaten der Klimarahmenkonvention der Uno haben beschlossen, dass die Erderwärmung auf unter zwei Grad, verglichen mit der vorindustriellen Zeit, begrenzt werden soll, wenn möglich sogar auf 1,5 Grad. Bei dieser Erwärmung sind laut Klimawissenschaftlern noch keine gravierenden negativen Folgen für Mensch und Umwelt zu erwarten. In den Jahren vor 2015 hatte man immer ein Abkommen angepeilt, das den einzelnen Staaten verpflichtende Reduktionsziele auferlegt. Doch davon rückte man ab, weil sonst eine Einigung kaum möglich gewesen wäre. Die einzelnen Staaten geben nun freiwillige Reduktionszusagen ab. Deren Umsetzung soll alle fünf Jahre überprüft werden. Sanktionen bei Nichterreichung sind aber keine vorgesehen. Zudem ist geplant, dass die Industriestaaten ab 2020 jährlich hundert Milliarden Dollar in den Klimafonds (Green Climate Fund) einzahlen, um damit Klimaschutzmassnahmen in Entwicklungsländern zu finanzieren.



«Jetzt, da der Klimawandel schon verheerenden Schaden rund um die Welt anrichtet, haben wir nicht das moralische Recht, den Anstrengungen, um diesen Planeten für künftige Generationen zu erhalten, den Rücken zuzukehren.»

Bernie Sanders, US-Senator und vormaliger Präsidentschaftskandidat

Was würde die Umsetzung des Pariser Klimaabkommens bedeuten? Vermutlich eine beispiellose Katastrophe für die Menschheit. Diese dürfte in wenigen Jahrzehnten praktisch kein Öl, kein Erdgas und keine Kohle mehr benützen. Es sind aber keine Energieträger bekannt, die die fossilen Brennstoffe in so kurzer Zeit auch nur ansatzweise ersetzen könnten. Folglich würde der Menschheit quasi «der Stecker gezogen». Die industrielle Produktion würde weltweit einbrechen und die Landwirtschaft auf einen vorindustriellen Zustand zurückgeworfen werden. Hungersnöte wären die Folgen. Möglicherweise würden Hunderte Millionen Menschen sterben. Eine solche Katastrophe wäre wohl weit grösser als jede «Klimakatastrophe» infolge weiterer Erwärmung. Es ist darum zu erwarten, dass die Menschen entsprechend massiven Widerstand leisten, falls ihnen Öl, Gas und Kohle weggenommen werden sollen. Es gibt keine politische oder militärische Kraft auf dieser Welt, die radikalen «Klimaschutz» durchsetzen könnte.



«Unsere Zukunft auf diesem Planeten ist nun mehr in Gefahr als je zuvor.»

Leonardo DiCaprio, amerikanischer Schauspieler

Sorgen sich all die Politiker, Unternehmer und Schauspieler, die sich nun zu Wort melden, wirklich um die Zukunft der Menschheit? Man muss es bei vielen zumindest bezweifeln. Eine der wirksamsten Massnahmen, um den CO₂-Ausstoss zu verringern, ist der Verzicht auf Flugreisen. Doch Schauspieler wie Leonardo DiCaprio, Tom Cruise oder Harrison Ford, die sich als Vorkämpfer gegen den Klimawandel inszenieren, fallen durch exzessives Herumfliegen auf. Oft benutzen sie dazu gar ihre Privatflugzeuge. Auch der frühere US-Vizepräsident Al Gore, der für seinen Kampf gegen die Erderwärmung den Friedensnobelpreis erhalten hat, jettet für seine Auftritte fast pausenlos um die Welt. An den Klimakonferenzen der Uno finden sich jeweils Zehntausende von Delegierten, Aktivisten und Journalisten ein; die meisten sind mit Flugzeugen unterwegs, und nur wenige fallen mit einem bescheidenen Lebenswandel auf.

>>>



«Ich verlasse Trumps Beratergremium.»

Elon Musk, US-Unternehmer und Chef des Elektroautoherstellers Tesla

Was bedeutet die Kündigung des Klimaabkommens durch US-Präsident Donald Trump? Einen deutlichen Rückschlag für den «Klimaschutz» weltweit. Der Erfolg von Paris bestand wesentlich darin, dass auch China und die USA das Abkommen unterzeichnet haben – also die beiden Länder, die am meisten CO₂ ausstossen. Trump hat die Kündigung nun damit begründet, dass das Abkommen der US-Wirtschaft schade, Millionen von Arbeitsplätzen vernichte und die Wirtschaftsleistung seines Landes bis 2040 um mehrere Billionen Dollar schmälere. Die Kündigung ist in erster Linie ein starkes politisches Signal. Sie bedeutet keinen Vertragsbruch, denn sie erfolgt ordnungsgemäss. Vollzogen wäre der Austritt erst im November 2020 – einen Tag nach der nächsten Präsidentschaftswahl in den USA. Sollte der Sieger dann nicht Trump heissen, würde dieser die Kündigung möglicherweise für nichtig erklären.



«Die amerikanische Führung steht zwar abseits und gesellt sich zu einer Handvoll Staaten, die die Zukunft ablehnen. Aber ich bin zuversichtlich, dass unsere

Staaten und Städte sowie unsere Wirtschaft aufstehen und sogar noch mehr tun, um voranzugehen und mitzuhelfen, für künftige Generationen den einzigen Planeten zu schützen, den wir haben.»

Barack Obama, Ex-US-Präsident

Was bedeutet es für den «Klimaschutz», wenn die USA tatsächlich aussteigen? Das Ziel, den weltweiten CO₂-Ausstoss innert weniger Jahrzehnte praktisch auf null zu reduzieren, wäre damit erst recht nicht erreichbar. Denn die USA sind für 15 Prozent der weltweiten Klimagas-Emissionen verantwortlich. Man müsste damit rechnen, dass sich weitere Länder trotz vordergründiger Zusagen überhaupt nicht an das Klimaabkommen halten, um im Wettbewerb mit dem Wirtschaftsgiganten USA keine Nachteile zu erleiden. Allerdings haben einzelne US-Bundesstaaten angekündigt, am «Klimaschutz» festzuhalten.



«Die USA müssen spüren, dass man sich aus dem internationalen Klimaschutz nicht ohne Konsequenzen verabschieden kann.»

Bastien Girod, Nationalrat der Grünen, der eine Strafsteuer auf US-Produkten fordert

Hat das Klimaabkommen Folgen für die Schweiz? Ja. Die Schweiz hat kurz nach der

Konferenz angekündigt, ihren CO₂-Ausstoss bis 2030 um fünfzig Prozent gegenüber 1990 reduzieren zu wollen. Ein Teil davon soll durch die Finanzierung von Massnahmen zur CO₂-Reduktion im Ausland erfolgen. Der Bundesrat hat im letzten Dezember eine entsprechende Vorlage verabschiedet, der Nationalrat hat dieser schon zugestimmt. Vor einem Monat hat der Bundesrat zudem angekündigt, dass sich die Schweiz ab 2020 an der Öffnung des Klimafonds mit jährlich 450 bis 600 Millionen Franken beteiligen will, wobei dieser Betrag sowohl aus öffentlichen wie privaten Kassen stammen soll. Die genannte Summe ist etwas höher als jene, die die Schweiz bisher für internationale Klimaschutzmassnahmen aufgewendet hat. 2014 etwa waren es 400 Millionen Franken.



«Trump's Rückzug vom Pariser Abkommen ist ein Verlust der Führungsrolle Amerikas, welche uns Einfluss und Arbeitsplätze kosten wird.»

John Kerry, US-Aussenminister der Obama-Regierung

Werden die USA ihre globale Führungsrolle einbüssen? China wird weitem als Nutzniesser des amerikanischen Rückzugs vom Pariser Abkommen angesehen. In der Klima-Agenda wird Peking aber keine Führungsmacht werden. China verbraucht mehr Kohle als der Rest der Welt zusammen. Und es ist der grösste Produzent von Treibhausgasen. Ohne Zweifel wird China allerdings alle Hebel in Gang setzen, um von Amerikas

klimapolitischer Wende zu profitieren. Bereits vor dem Amtsantritt Trumps hat Präsident Xi Jinping in Davos für China die neue Führerschaft der wirtschaftlichen Globalisierung reklamiert. Seit dem Austritt der USA aus der Transpazifischen Partnerschaft (TTP) ist China bestrebt, enger mit Europa und vor allem seinen asiatischen Partnern zu kooperieren. So hat Peking die Asian Infrastructure Investment Bank gegründet. Und es versucht mit dem sogenannten «One Belt, One Road»-Projekt die Integration Eurasiens durch den Ausbau von Infrastruktur unter seiner Regie voranzutreiben. Die weltpolitische Führerschaft wird Amerika wegen Trumps Kehrtwende indessen nicht verlieren. Der Gradmesser für Amerikas Leadership ist nicht der Pariser Vertrag, sondern seine auf Jahre hinaus unangefochtene Dominanz im Militär- und Rüstungsbereich (Hard Power) und in der Unterhaltungs- und Modeindustrie sowie bei Markenprodukten und technologischen Innovationen (Soft Power).



«Die Schweiz bleibt auf Kurs und steht zum Pariser Klimaschutzabkommen.»

Doris Leuthard, Schweizer Bundespräsidentin

Ändert der Ausstieg der USA etwas an der Klimapolitik der Schweiz? Vermutlich nicht. Offen gegen das Klimaabkommen stellt sich bisher nur die SVP. Auch der Ständerat wird das Reduktionsziel des Bundesrats voraussichtlich diese Woche gutheissen (Beginn der Beratungen nach Redaktionsschluss). Ein Referendum dagegen seitens der SVP ist eher nicht zu erwarten. Bleibt dieses aus, kann die Schweiz das Pariser Abkommen ratifizieren.



«Wir werden nicht über ein weniger ehrgeiziges Abkommen verhandeln. [...] Es gibt keinen Plan B, weil da kein Planet B ist.»

Emmanuel Macron, französischer Staatspräsident

Wird nun ein neues Klimaabkommen ausgehandelt? Kaum. Der russische Präsident Wladimir Putin hat zwar seine Hoffnung auf Neuverhandlungen ausgedrückt. Auch Trump selber hat halbherzig Verhandlungsbereitschaft signalisiert. Von einem neuen Abkommen ist ansonsten aber keine Rede. Die übrigen Staatshäupter haben vielmehr trotzig verkündet, am Pariser Vertrag auch ohne USA festhalten zu wollen. Solange die Ablehnung der USA in Sachen «Klimaschutz» grundsätzlich ist, machen Neuverhandlungen auch keinen Sinn. ○

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Los Angeles

Amy Holmes, US-Politanalystin

Mein bevorzugter Ort im Sommer ist selbst unter Amerikanern umstritten, vor allem bei Ostküstenbewohnern. Aber ich liebe Los Angeles. Wegen der Sonne. Vergesst die Filmstars, vergesst vor allem die Kardashians. L.A. bietet viel mehr: die Wanderwege, den Palisades Park, die Taco-Imbiss-Fahrzeuge, Koreatown, die Überfahrt mit der Fähre nach Catalina, den Blick von der Sternwarte (Observatory) über die «City of Angels» bis zum Pazifik. Und wenn Sie doch auf Stars aus sind: An den schummrig beleuchteten Tischen im Restaurant des «Sunset Tower»-Hotels diniert meistens mehr als einer.



Tohuwabohu beim «Klimaschutz»

Von Hubert Mooser — Die Schweiz alimentiert die multilaterale Geldmaschine, die zugunsten des «Klimaschutzes» rattert, bereits jetzt mit Millionenbeiträgen. Die Zahlungen sollen aufgestockt werden.

Als US-Präsident Donald Trump vor einigen Tagen den Ausstieg aus dem Pariser Klimaabkommen bekanntgab, reagierte Bundespräsidentin Doris Leuthard in der Schweiz mit Durchhalteparolen. «Die Amerikaner sind in vielen Fonds die grössten Geldgeber, etwa im Green Climate Fund», betonte Leuthard gegenüber dem Schweizer Fernsehen SRF. Gleichzeitig versprach sie: «Aber wir bleiben auf jeden Fall dabei.»

Das Dabeibleiben kostet die Schweiz schon jetzt viel Geld. Und der Mittelbedarf bei allen multilateralen Umweltabkommen steigt ständig an, wie selbst der Bundesrat vor Jahren zugeben musste. Je lauter die Klagen der Klima-Untergangspropheten, desto höher die Erwartungen auch an die Schweiz. Weitere Zahlungen an den Green Climate Fund und ähnliche Einrichtungen werden eingefordert. Bundespräsidentin Leuthard geht dem Vernehmen nach davon aus, dass an der im November anstehenden Klimakonferenz in Bonn nach dem Rückzieher der USA der finanzielle Druck auf die übrigen Teilnehmer steigen wird. Es ist ein Blindflug – ähnlich wie bei den Bürgschaften zugunsten der Hochseeschifffahrt. Der Bund erlitt in dieser Causa einen Schaden von 215 Millionen Franken, wie sich jetzt herausgestellt hat.

Musterknabe Schweiz

Die Geldmaschine wurde an der Klimakonferenz in Kopenhagen 2009 so richtig angeworfen. Die ganze rot-grüne Klima- und Umweltprominenz der eidgenössischen Räte war in den hohen Norden gereist. Da die Konferenz zu scheitern drohte, heckten die Industriestaaten inklusive Schweizer Vertretung mit dem damaligen Umweltminister Moritz Leuenberger (SP) den Plan aus, ab 2020 den Entwicklungsländern jährlich rund 100 Milliarden US-Dollar zur Bekämpfung der negativen Folgen des Klimawandels zur Verfügung zu stellen.

Die Idee stammte vom damaligen US-Präsidenten Barack Obama. Das Design des Fonds war made in Switzerland. Für die Jahre 2010 bis 2012 wurden den Entwicklungsländern 30 Milliarden US-Dollar versprochen. Die Schweiz leistet ihren Anteil von 140 Millionen

Franken unter dem unverdächtigen und etwas sperrigen Titel «Bundesbeschluss zur Botschaft zur Erhöhung der Mittel zur Finanzierung der öffentlichen Entwicklungshilfe». Andere Staaten drückten sich erfolgreich um die versprochenen Beträge.

Das Geld floss damals noch in verschiedene Kassen. Ein Jahr später gründeten die



Die Gesamtsicht fehlt: Sitz des Green Climate Fund in Incheon, Südkorea.

Industriestaaten während der Klimakonferenz im mexikanischen Tourismusort Cancún den Green Climate Fund. Die Schweiz spielte erneut den Musterknaben und versprach für die erste Phase des Fonds (2014 und 2017) maximal 120 Millionen Franken. Finanziert wurde dieser Beitrag über das Budget der im Aussendepartement angesiedelten Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza).

Weitere Kässeli

Die Auszahlung erfolge in drei Tranchen, wie eine Sprecherin des Bundesamtes für Umwelt (Bafu) präzisiert. Das Bafu ist die Bundesbehörde, welche die ganze Klimageschichte fachlich begleitet. Aussenminister Didier Burkhalter, der auch schon mit dem Gedanken spielte, Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon abzulösen, wollte den Klimafonds nach Genf holen. Burkhalter wurde nicht Uno-Generalsekretär. Der Green Climate Fund wird heute in Südkorea verwaltet.

Nebst dem erwähnten Klimafonds gibt es noch ein anderes internationales Umweltkässeli, welches die Schweiz seit Jahren beispielhaft und mustergültig alimentiert: den Globalen Umweltfonds (GEF). Dieser Fonds regelt die Transaktionen der wichtigsten multilateralen Umweltabkommen (Klima, Abfall, Biodiversität usw.). Ein Drittel der Gelder fliesst in Massnahmen gegen den Klimawandel. Die Schweiz zahlt seit 1991 in den GEF ein. Der Fonds wird alle vier Jahre aufgefüllt, 2015 überwiegt die Schweiz 125 Millionen Franken. Im Frühjahr 2018 wird eine weitere Zahlungsrunde eingeläutet. Laut Bafu will sich die Schweiz für eine «robuste Wiederauffüllung des GEF» engagieren. Das heisst: Die Eidgenossenschaft soll den GEF mit noch mehr Geld speisen.

Weitere 11 Millionen Franken zahlte die Schweiz 2015 in den multilateralen Ozonfonds ein. Dieser unterstützt Entwicklungsländer bei der Umsetzung des Protokolls von Montreal zum Schutz der Ozonschicht. Gegen 9 Millionen Franken gingen an zwei andere Fonds, mit denen Entwicklungs- und Transitions-länder bei der Umsetzung der Klimakonvention unterstützt werden. Es gibt derart viele Kassen und Fonds zur Finanzierung des internationalen Umweltschutzes, dass nur Eingeweihte das Gewusel überblicken. Eine Gesamtsicht fehlt. Sogar eine hochrangige Vertreterin des Bundes spricht von einem Tohuwabohu bei der Klimafinanzierung.

Aus der Botschaft des Bundesrats zum Klimaabkommen von Paris aus dem Jahre 2015 geht immerhin hervor, dass die Schweiz pro Jahr insgesamt gegen 300 Millionen Franken dafür ausgibt. Ab 2020 werde dann der «angemessene Beitrag» der Schweiz allein an die internationale Klimafinanzierung auf 450 bis 600 Millionen Franken ansteigen. Einen Teil davon sollen laut Bundesrat Private beisteuern.

Welche finanziellen Verpflichtungen in Zusammenhang mit Klimaabkommen oder Klimakonvention in Zukunft sonst noch auf die Schweiz zukommen könnten, kann in Bern zurzeit niemand schlüssig beantworten. Gemäss den bestehenden rechtlichen Grundlagen habe die Schweiz «keine festgelegte Summe an die internationale Klimafinanzierung zu leisten», sagt eine Sprecherin von Leuthards Bundesamt für Umwelt. Die Klimakonvention halte lediglich fest, dass eine angemessene Lastenverteilung unter den Vertragsparteien wichtig sei. Wie eine angemessene Lastenverteilung in Zahlen umgemünzt wird, bestimmt die Schweiz nicht allein. ○

Personenkontrolle

**Seiler, Huissoud,
Giezendanner, Leuthard,
Parmelin, Wildi, Bruderer,
Roth, Pulver, Masshardt,
LeVine, Obama, Fluri**

Markus Seiler, Geheimniskrämer, ist wegen eines Betriebsfestes im Fokus der Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrats. Der Chef des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) soll eine superteure Fete für seine Mitarbeiter organisiert haben. Das alles ist aber streng geheim. Als der oberste Finanzkontrolleur des Bundes, **Michel Huissoud**, kürzlich in der GPK weilte, wollte ein Berner Kommissionsmitglied trotzdem wissen, ob es stimme, dass der NDB-Chef für 200 000 Franken ein Fest organisiert habe. Worauf Huissoud, der Audits beim Geheimdienst durchführt, laut mehreren Quellen antwortete: Er wisse nicht, ob er gegenüber der GPK darüber rapportieren könne oder bloss gegenüber der Geschäftsprüfungskommission, die den Geheimdienst beaufsichtigt. Ein Dementi tönt ein bisschen anders. (hmo)

Ulrich Giezendanner (SVP), Hobby-Pöster, plant bereits für das Leben nach dem Ruhestand. Die Poststelle in seiner Heimatgemeinde Rothrist (zwischen neun und elf Angestellte) soll geschlossen werden. Das passt Nationalrat und Fuhrhalter Giezendanner nicht. Nun will er die Post Rothrist GmbH gründen und erwartet von Postministerin **Doris Leuthard** (CVP), dass sie ihm den Weg dahin mit den notwendigen rechtlichen Ausnahmen ebnet. Er wolle beweisen, so «Giezi» während der Debatte über das Poststellennetz, dass er mit der Poststelle Rothrist im freien Markt bestehen und sogar Gewinn erwirtschaften kann. Wenn er die postalische Versorgung in Rothrist ohne Staatsgelder eigenwirtschaftlich übernehme, könne er ihr gerne einmal sein Konzept präsentieren, versprach Leuthard. (hmo)

Guy Parmelin (SVP), Vielflieger im Bundesrat, ist einer der Götti der Gasballon-Weltmeisterschaften – des sogenannten Gordon-Bennett-Cups –, die in knapp hundert Tagen in Freiburg stattfinden. Vergangene Woche waren die Organisatoren im Bundeshaus in Bern auf Promotiontour. Mit Weisswein-Ballons stiessen Parmelin, Parlamentarier, Sponsoren und Veranstalter nach den Ansprachen auf den international prestigeträchtigen Event an. Der Name Parmelin verpflichtet schliesslich. Denn es war ein Parmelin, **Agénor Parmelin**, der 1914 als erster Mensch den 4810 Meter hohen Mont Blanc überflog. (hmo)



Streng geheim: Chefbeamter Markus Seiler.



Erst überlegen: Berner Regierungsrat Pulver.



Wild entschlossen: SP-Nationalrätin Masshardt.



Postfaktisch: SVP-Politiker Giezendanner.



Ruhe, bitte: Solothurner Stadtpräsident Fluri.

Marianne Wildi, Powerfrau, steht seit sieben Jahren an der Spitze der putzigen Hypothekbank («Hypi») Lenzburg AG. Jetzt hat die 52-jährige Regionalbankerin auch noch die Führung der Aargauischen Industrie- und Handelskammer (AIHK) übernommen. Das ist Grund genug für die *Aargauer Zeitung*, die Seetalerin zur «einflussreichsten Frau im Aargau» emporzuschreiben. Was einem veritablen Ritterschlag gleichkommt, denn die Herrscherin über dreizehn Geschäftsstellen verweist gemäss Logik des regionalen Monopolblattes namhafte Politikerinnen in die zweite Reihe: Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) ist Aargauerin, **Pascale Bruderer** (SP) vertritt den Aargau im Ständerat, **Franziska Roth** (SVP) sitzt im Aargauer Regierungsrat. Niemand aus diesem illustren Trio kann der neuen Chefin der Aargauer Wirtschaftslobby offenbar das Wasser reichen. (rz)

Bernhard Pulver, Visionär, will dem schläfrigen Berner Bären Beine machen. Seit 2006 vertritt der einstige Generalsekretär der Grünen seine Partei in der Obrigkeit des

Standes Bern. Als neuer Regierungspräsident beklagt er in einem Interview mit der Zeitung *Der Bund*, es fehle an einer gemeinsamen Vision, wohin sich der Kanton weiterentwickeln solle. Tatsächlich ist die Kopfgeburt namens Espace Mittelland 2009 kläglich versandet, das Projekt namens Hauptstadtregion Schweiz dümpelt vor sich hin. Pulver konstatiert: «In diesem Punkt kritisieren uns die Zürcher wohl zu Recht: Der Kanton Bern ist tatsächlich etwas träge.» Auf die Frage, wie er seinen Kanton denn aufzuscheuchen gedenke, antwortet der grüne Regierungsmann seelenruhig: «Es braucht einen Prozess, bei dem wir gemeinsam überlegen, wohin wir wollen.» (rz)

Nadine Masshardt, Berufspolitikerin, will das Milizparlament entmystifizieren. Die Berner SP-Nationalrätin ist wild entschlossen, das Bundeshaus von Lobbyinteressen und Verfilzung zu befreien. An vorderster Front weibelt sie deshalb für die Transparenz-Initiative, die verlangt, dass Parteien und Abstimmungskomitees ihre Finanzmit-



Riesiges Alhorn: US-Diplomatin LeVine.



Höhenflug: SVP-Bundesrat Parmelin.

tel offenlegen müssen. Das genüge aber nicht, schreibt die Vizechefin der SP-Bundeshausfraktion im Pressedienst ihrer Partei. Die Parlamentsmitglieder selber müssten stärker unterstützt werden, zum Beispiel durch persönliche Mitarbeitende, die am besten der Bund direkt finanziere. Und auch die bessere Vereinbarkeit von Parlamentsmandat und Familienleben sei vonnöten, findet die 32-jährige zweifache Mutter. Wie viel diese staatlichen Krücken für notleidende Ratsmitglieder kosten würden, macht Masshardt nicht transparent. (rz)

Suzi LeVine, Diplomatie-Megafon, wird nach ihrem Auszug aus der Villa der US-Botschaft in Bern als Gesandte in umgekehrter Richtung aktiv. Die ehemalige Emissärin von Präsident Barack Obama bewirbt neuerdings in den USA die schweizerische Berufslehre als Modell – so gut wie hauptamtlich. Ihr Ziel: jungen Amerikanern eine lohnende Perspektive abseits der Universitäten zu eröffnen. Um die Voraussetzungen für eine solche «apprenticeship» zu schaffen, braucht es viel Über-

zeugungsarbeit bei Unternehmen und Gesetzgebern auf allen Ebenen. Entsprechend sieht LeVine die Aufgabe als jahrzehntelanges Projekt, bei dem sie vielleicht sogar eine nachhaltigere Wirkung entfalten kann als in ihrer Zeit als US-Botschafterin. Als Motivationsquelle hat LeVine ein aus der Schweiz mitgebrachtes, riesiges Alhorn in ihrem Haus in Seattle aufgehängt. (fsc)

Kurt Fluri, Stadtvater und nebenamtlicher FDP-Nationalrat, liegt im Clinch mit dem Solothurner Gastgewerbe und dem Partyvolk. Ein neues kantonales Wirtschaftsgesetz sieht eine Liberalisierung der Öffnungszeiten vor. Die Lokale dürfen am Wochenende generell bis vier Uhr in der Früh betrieben werden. Doch die Kantonshauptstadt mit Präsident Fluri an der Spitze verlangte, dass Klubs auf Stadtgebiet zuerst ein Baugesuch und ein Lärmgutachten einreichen müssen, um eine spezielle Bewilligung der generellen Bewilligung zu erhalten. Die Konfusion in Solothurn war gross, die Verantwortlichen sahen sich zu einer Medienmitteilung veranlasst («Nicht die Stadt verhindert längere Öffnungszeiten»), die allerdings nicht zur Klärung der Lage beitrug. Die Weltwoche schafft Abhilfe: Ihr liegt die offizielle Stellungnahme des Rechtsdiensts des kantonalen Bau- und Justizdepartements vor. Er schreibt unmissverständlich, die neuen Öffnungszeiten seien «grundsätzlich auf sämtliche Betriebe, welche über ein altrechtliches Gastwirtschaftspatent verfügen, ohne weiteres anwendbar». Und weiter: «Ein neues Baugesuch oder ein Lärmgutachten ist demnach grundsätzlich nicht notwendig.» (gut)

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Ramatuelle
Annina Frey, Fernsehmoderatorin
 Aus einem ganz bestimmten Grund gehört Ramatuelle zu einem meiner liebsten Ferienorte. Nicht nur weil es ein wunderschönes, idyllisches Plätzchen ist. Oder weil wir da vor Jahren einmal ein *trop mignon* kleines Fischerbeizchen entdeckt haben, ganz am Ende des Strandes. Und schon gar nicht, weil es gleich neben St-Tropez liegt. Nein, das Schönste an Ramatuelle ist der Weg dorthin. Ich bin ein grosser Fan von Roadtrips, und so übt der Gedanke des zielorientierten, aber vogelfreien In-den-Tag-hinein-Reisens eine magische Anziehungskraft auf mich aus, und die Route Napoléon (die Route, die Napoleon in einem 7-tägigen Gewaltmarsch zurücklegte, um in Paris wieder an die Macht zu gelangen) ist immer wieder eine Fahrt wert.



Nachruf



Sein eigenes Logo: Neopren-Erfinder O'Neill.

Jack O'Neill (1923–2017) — Der bärtige Pirat war sein eigenes Logo. Er hat die menschliche Haut neu erfunden, für Surfer. Und er hat die Jahreszeiten überwunden mit der wärmenden Ganzkörperschutzhülle aus dem Kunststoff Neopren, die den Boom des Wellenreitens, das im tropischen Hawaii beheimatet war, im kühlen kalifornischen Pazifik und später weltweit bis hinunter in die Antarktis überhaupt ermöglichte. Jack O'Neill dichtete auch den Werbeslogan: «Darin spürst du immer Sommer.»

Tatsächlich hatte der Seebär, dem das linke Auge vom eigenen fliegenden Surfbrett ausgeschlagen wurde, die Idee und schneiderte den Klimaanzug. O'Neill schlug sich anfänglich als Taxifahrer, Fischer und Verkäufer von Feuerlöschern durch, im Zweiten Weltkrieg war er Kampfpilot, danach machte er einen Business-Abschluss an der Universität Portland, als Legastheniker, dem nichts unmöglich war.

Der ruhelose Pionier verwandelte Santa Cruz in Kalifornien zur Surf-City und zog sein Unternehmen zum Weltmarkt-Leader hoch. O'Neill faszinierten alle Elemente. Er war der erste Amerikaner überhaupt, der einen Heissluftballon besass. Er baute ferner einen Landsegler, der Sandwüsten und Dünen überwindet. In seinem späteren Leben – den Vorsitz seiner Firma gab er schon 1985 ab, sie wird heute von einem seiner sechs Nachkommen geleitet – engagierte er sich für den Schutz der Umwelt und der Meere, etwa für die Rettung des weissen Hais. Er gründete die O'Neill Sea Odyssey, ein Non-Profit-Freizeitprogramm, das schon Hunderttausende von Kindern mit der Biologie der Ozeane vertraut machte. Bis zuletzt spazierte er barfuss am Pazifikstrand vor seiner Villa Pleasure Point und betrachtete das Heranrollen der günstigen Wellen. Peter Hartmann



Italienischer Patriot Giuseppe Garibaldi.



Amerikanischer Gründervater Benjamin Franklin.



Bundesrat Friedrich Frey-Herosé.

Gesellschaft

Humanität, Toleranz, Freiheit

Von Roger Köppel — Die moderne Freimaurerei feiert Geburtstag. Vor 300 Jahren, am 24. Juni 1717, wurde in einer Londoner Spelunke die erste Grossloge gegründet. Der Bund verschwiegener Männer hat die Welt zum Guten verändert. Höchste Zeit für eine Würdigung.

Gefährlicher Geheimbund? Weltverschwörer? Naive Esoteriker? Okkultisten mit einem Hang zur Finsternis? Das alles sind unsinnige Vorurteile. Sie ranken sich um die Tatsache, dass die Freimaurer ihre innersten Geheimnisse gewahrt haben. Diese Diskretion hat schon früher irritiert, und sie mag uns Heutige im Zeitalter völliger Transparenz erst recht irritieren. Doch Bedenken sind fehl am Platz. Zum einen, weil die Freimaurerlogen längst privatrechtliche Vereine mit demokratischen Strukturen sind. Und zum anderen, weil eine Gesellschaft von Freien eine freie Gesellschaft nicht gefährdet, sondern bereichert. Unser freiheitliches Staatswesen macht es sich glücklicherweise zur Pflicht, staatsfreie Sphären zu schützen: die Familien, die Vereine, die Kirchen – und auch die Freimaurer mit ihren Geheimnissen. Darum konnte und kann die Freimaurerei nur in freiheitlichen Ländern gedeihen. Wo immer rote, braune oder islamistische Diktatoren triumphierten, haben sie die Logen verboten und die Freimaurer verfolgt, vertrieben und leider oft genug sogar ermordet.

Vom Lehrling zum Meister

Ein Weiteres kommt hinzu: In unserer Zeit der Vermassung und Verblödung, in der fast alle Menschen fast gleich aussehen, dasselbe tragen und konsumieren, ist jedermann, der sich von der Masse absetzt, eine Bereicherung. Dies gilt ganz besonders für die Freimaurer, die einen erheblichen Teil ihrer Freizeit und ihres

Erwachsenenlebens der eigenen Vervollkommnung widmen und nach Absolvierung von vielen Graden vom Lehrling zum Gesellen und schliesslich zum Meister aufrücken. Dabei verstehen sich die Freimaurer ausdrücklich nicht als Anbieter eines Religionsersatzes. Sie stehen vielmehr Menschen jeden Bekenntnisses offen, üben Toleranz und brüderliche Nächstenliebe und leisten enorm viel Gutes. Das soziale Engagement der Freimaurer erfolgt nicht im Stil aufgeblasener Gutmenschen, die sich ihrer Taten laut rühmen. Vielmehr soll die rechte Hand beim Spenden nicht wissen, was die linke tut. Beim Geben herrscht also genau wie bei der Tempelarbeit wohlthuende Verschwiegenheit.

Die Zahl von weltweit einigen Millionen Freimaurern ist gross und klein zugleich. Gross bezüglich der Auswahl einer Elite in verschiedensten Berufen, die in ihrer Umgebung zweifellos überdurchschnittlichen Einfluss ausübt. Bezüglich einer Weltbevölkerung von siebeneinhalb Milliarden Menschen stellen die Freimaurer indessen einen verschwindend kleinen Anteil, was Vorwürfe über ihre angebliche Weltmachtstellung lächerlich macht. Nach wie vor fasziniert die einzelnen Freimaurer aber das rituelle Erlebnis, das verinnerlichte Geheimnis. Zudem deckt die Freimaurerei das Bedürfnis nach menschlicher Nähe und Freundschaft. Der Einzelne findet in der Tempelarbeit mit Winkelmass

und Zirkel, mit Senkblei, Hammer und Kelle nichts Geringeres als Lebenssinn, Selbstwertgefühl und eine grundsätzlich optimistische Weltsicht: «Siehe, die Erde ist nicht verdammt.»

Der Beitrag der Freimaurerei als Ganzes und einzelner Freimaurer an unsere Politik, Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft ist unermesslich. Schon unmittelbar nach der Gründung von 1717 gelang es, unter den «freien Männern mit gutem Ruf» einflussreiche Persönlichkeiten zu gewinnen, etwa Franz Stephan von Lothringen, den späteren römisch-deutschen Kaiser Franz I. Auch der Prinz von Wales und Friedrich der Grosse liessen sich nicht lange bitten. Doch tagespolitische oder konfessionelle

Streitigkeiten blieben tabu; als Leitidee etablierte sich die brüderliche Gemeinschaft. Der englisch-schottische Ritus setzte sich bis heute zur Hauptsache durch, auch wenn sich maurerische Nebenlinien entwickelten und unter dem Deckmantel der Freimaurerei selbstverständlich auch Missbrauch und Scharlatanerie getrieben wurde.

Aufgeklärte Geister

Ob sich die Freimaurer zu Recht auf antike Vorbilder, mittelalterliche Tempelritter, Steinmetzzünfte oder Dombauhütten zurückführen, darf hier offenbleiben – und kann der wissenschaftlichen Forschung wohl kaum





Amerikanischer Präsident Gerald Ford.

standhalten. Was sich in der Neuzeit an maurerischem Gedankengut von England nach Schottland und Irland, nach Frankreich, Italien, Deutschland und ganz besonders in die amerikanischen Kolonien ausbreitete, ist eindrücklich genug. Das Zeitalter der Aufklärung hat die Freimaurer geprägt – und die Freimaurer haben die Aufklärung geprägt: Die Franzosen Voltaire, Lafayette, Talleyrand oder Napoleons Brüder waren ebenso Freimaurer wie in Deutschland Dichter und Denker wie Klopstock, Wieland, Herder, Fichte, Schlegel und selbstverständlich Johann Wolfgang Goethe. Gotthold Ephraim Lessing nannte die Freimaurerei «ein Notwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist». In der Wiener Loge wirkten die Komponisten Joseph Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart. Mozarts «Zauberflöte» ist – sofern man sich nicht einfach durch die Musik verzaubern lässt – inhaltlich ohne Kenntnis der Freimaurerei schwer verständlich.

Am Ursprung der amerikanischen Unabhängigkeit standen bedeutende Freimaurer, etwa der Gründervater Benjamin Franklin. Der erste Präsident, George Washington, legte den Grundstein des Kapitols mit umgehängter Freimaurerschürze. Unter den späteren vierzehn US-Präsidenten, die dem Bund der Freimaurer angehörten, seien hier James Monroe, Andrew Jackson, Theodore Roosevelt oder Gerald Ford genannt. Die Dollarnote krönt das Auge Gottes über einer Pyramide, zwei wichtige Symbole der Freimaurerei. Nur gerade 500 Zuschauer fanden sich 1884 zur Grundsteinlegung der amerikanischen Unabhängigkeitsstatue ein, darunter hundert Freimaurer. Denn die «Miss Liberty» war ein Werk der Freimaurer Frédéric-Auguste Bartholdi, Gustave Eiffel und Richard Morris Hunt.

Dass Freimaurer dem Internationalismus huldigten und den Nationalstaat ablehnten, widerlegen in Deutschland die Beispiele von Fürst Blücher, General Scharnhorst oder Preus-



Britischer König Edward VII.

sen-Reformer Stein. Bei der nationalen Einigung Italiens wirkten maurerische Patrioten wie Giuseppe Garibaldi, Giuseppe Mazzini oder Luigi Settembrini mit, Letzterer das literarische Vorbild von Thomas Manns Freimaurer im «Zauberberg». In neuerer Zeit sorgte allerdings die 1982 wegen Mafiaverbindungen und Staatsstreichplänen aufgelöste Römer Loge P2 für unliebsame Schlagzeilen. In Gross-

Mit den Dogmen der katholischen Kirche steht die Freimaurerei bis heute in Konflikt.

britannien stehen noch immer Vertreter des Hochadels an der Spitze der Grosslogen, in Skandinavien sind es gar gekrönte Vertreter der jeweiligen Monarchien.

Knigge, Bambi, Toblerone

Offiziere in französischen Diensten brachten die Freimaurerei 1736 in die Westschweiz, später nach Basel und Zürich. Im 19. Jahrhundert waren die Logenbrüder zumeist Angehörige des liberalen Bürgertums. 1847 organisierte die Zürcher Loge Modestia cum Libertate im Sonderbundskrieg einen unparteiischen, zivilen Verwundetentransport und nahm damit die Rotkreuzidee vorweg. Dem bedeutenden Staatsdenker und Freimaurer Ignaz Paul Vital Troxler verdanken wir das Zweikammersystem nach amerikanischem Vorbild. Die ersten Bundesräte Friedrich Frey-Herosé und Stefano Franscini waren ebenso Freimaurer wie Bundespräsident Jonas Furrer, der 1848 zugleich als «Grossredner» der Schweizer Grossloge Alpina amtierte. In deren Grundsätzen steht wörtlich: «Der schweizerische Freimaurer macht es sich zur Pflicht, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verteidigen und zur Erhaltung des inneren Friedens in Wort, Schrift und Tat nach Kräften beizutragen.» Dies entspricht exakt unserer Bundes-



Komponist Joseph Haydn.

verfassung, die heute allzu viele darauf vereidigte Politiker ignorieren oder für persönliche Interessen umdeuten. Der Berner Albert Steck gründete 1888 die Sozialdemokratische Partei der Schweiz. Er sagte von sich, er wäre ohne Loge nicht Sozialdemokrat geworden, denn diese habe ihm «den verlorenen Zusammenhang mit den Menschen wiedergegeben». Weil die englische Mutterloge das Bekenntnis zu Gott als «allmächtigem Baumeister aller Welt» verlangte, im Grand Orient de France seit 1877 aber auch Atheisten aufgenommen wurden, kam es in der Schweiz noch im 20. Jahrhundert zu erheblichen Spannungen und Abspaltungen.

Mit den Dogmen der katholischen Kirche steht die Freimaurerei bis heute in Konflikt. Wirklich gefährlich war allerdings die Verfolgung durch Mussolini und Hitler. Zuvor hatten viele Menschen in der Zwischenkriegszeit vergeblich auf eine deutsch-französische Verständigung gehofft. Eine solche verkörperten zwei Freimaurer und Friedensnobelpreisträger, nämlich Gustav Stresemann und Aristide Briand. Im Zweiten Weltkrieg konnten die faschistischen Gewaltherrscher sogar mit guten Gründen drei prominente Freimaurer als Todfeinde ihrer Diktaturen benennen: Winston Churchill, Franklin D. Roosevelt und Harry S. Truman.

Wir verdanken Freimaurern die Dampfmaschine, den Knigge, die Ausgrabung Trojas, den Detektiv Sherlock Holmes, das «Dschungelbuch», das Reh Bambi, die Automarken Ford und Chrysler, das Penicillin, die Suchard-Schokolade und die Toblerone. Der 300-jährige Bruderbund der Freimaurer verdient mindestens weitere 300 Jahre. Er widmet sich vorbildlich jenem Auftrag, den Goethe so formuliert hat: «Die Pflege des reinen Menschentums – der Humanität und Bruderliebe – frei von allen Vorurteilen der Rasse, des Standes und einer allein seligmachenden Religion, das ist die Aufgabe der Freimaurer.» ○

Eine kosmopolitische Bewegung

Von Roman Weissen — In 86 Schweizer Logen verpflichten sich die Freimaurer zur Persönlichkeitsbildung und zur konkreten Umsetzung der angestrebten Ideale. Gegenseitige Achtung ist besonders wichtig.

Die Organisation der modernen Freimaurerei hat ihre Wurzeln in England, wo am 24. Juni 1717 die «Grossloge von London und Westminster» gegründet wurde. Der eigentliche Ursprung reicht je nach Theorie zurück bis zum Bau des Tempels Salomons und in die Zeit der Baumeister der mittelalterlichen Dome und Kathedralen. Der schottische Theologe James Anderson formulierte 1723 als erster Grossmeister die erste freimaurerische Verfassung. Dieses Grundgesetz («Alte Pflichten») der Freimaurer regelt das Verhältnis der Mitglieder untereinander sowie zu Politik, Religion und Wirken in der Öffentlichkeit. An der Spitze jeder einzelnen Bruderschaft steht der «Stuhlmeister» als demokratisch gewählter Vorsteher. Anderson schloss Frauen von der Teilnahme aus. Inzwischen gibt es weltweit analog der zeitgemässen Gleichstellung von Mann und Frau auch engagierte Frauenlogen. Das Ritual der Freimaurer wurde nach Gründung der ersten Grossloge modifiziert und das Aufnahme-ritual in drei Teile gegliedert. Daraus entstanden um 1730 die noch heute gültigen Grade der Lehrlinge, Gesellen und Meister.

Humanitär und weltumspannend

Unzählige Bücher und Dokumente im Web thematisieren Fragestellungen bezüglich der ältesten und weltweit grössten «Bruderschaft» der Welt. Die Freimaurerei beschäftigt Menschen und Öffentlichkeit seit Jahrhunderten: Geheimbund, Weltherrschaft, Teufelskult, Verschwörungen, Geld und Macht sind Begriffe, die in allen Ländern und auf allen Kontinenten Interesse und Irritationen hervorriefen – Assoziationen und Vorurteile, die Idee, Wirklichkeit und Einfluss der Freimaurerei in ein völlig falsches Licht stellten. Die modernen Freimaurer und ihre Organisationsstrukturen sind keineswegs geheim. Dementsprechend ist die Freimaurerei nicht als Geheimbund zu betrachten; ihre Satzungen sind in Archiven und Bibliotheken für jedermann frei zugänglich.

Die Freimaurerei versteht sich als humanitäre, kosmopolitische und international vernetzte Vereinigung, die gegen sechs Millionen Mitglieder zählt. Allein in der Schweiz gibt es 86 Logen, die sich den Werten der Aufklärung wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Menschenwürde und Toleranz verpflichten. Die gelebte Toleranz ist nicht als Passivität zu ver-



Hort der geistigen Selbstbefreiung: Logenhaus «Zum Neuen Venedig» in Basel.

stehen, sondern als Respekt vor der Freiheit des anderen, der jedoch immer dann endet, wenn ethische Werte, vorab die Menschenrechte, gefährdet sind. Bei der Freimaurerei handelt es sich um ein philosophisches Lehrgebäude, das nach einer Menschheit strebt, die in Frieden und gegenseitiger Achtung lebt. Ihre Mitglieder aus allen Berufen und Schichten, die das Individuum in den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit setzen, engagieren sich für die Grundrechte und die Würde aller Menschen.

Der Freimaurerbund anerkennt und verteidigt jederzeit und überall die Freiheit des Glaubens und Gewissens. Er respektiert jede religiöse Überzeugung und deren Ausübung und gibt keiner bestehenden Religionsgemeinschaft ein Primat. Die Bezeichnung «Allmächtiger Baumeister aller Welten» überlässt jedem Einzelnen ein

persönliches Gottesverständnis. Die Werkzeuge sind das Winkelmass und der Zirkel mit ihrer starken Symbolik: Sinnbilder für Ordnung und Gesetz sowie umfassende Liebe.

Erziehung zum wahren Menschentum

Das freimaurerische Gedankengut ist heute überall auf der Welt verankert. Entsprechende Leitelemente finden wir in den Verfassungen vieler Länder, insbesondere in Demokratien.

Der Freimaurerbund ist in nationalen Grosslogen organisiert; jede Grossloge arbeitet souverän und unabhängig. Ein internationaler Informationsaustausch ist Garant für das vertraute Miteinander der weltumspannenden Brüdergemeinschaft. Ihr Ziel besteht in der Erziehung seiner Mitglieder zum wahren Menschentum. Die Lehre läuft einerseits auf die Persönlichkeitsbildung und andererseits auf die Verpflichtung hinaus, die maurerischen Ideale in den Logen und im täglichen Leben

Ausstellung

«Die Freimaurer. Les Francs-Maçons. The Freemasons»: Bernisches Historisches Museum in Kooperation mit der Berner Freimaurerloge zur Hoffnung, 15. 6.–3. 9. 2017.

Die Ausstellung befasst sich mit der Geschichte und der Gegenwart der Freimaurerei, thematisiert ihre Ziele, Rituale und Symbole und lädt Besucherinnen und Besucher ein, sich mit den Geheimnissen der Logen und mit den Vorurteilen gegenüber den Freimaurern auseinanderzusetzen. Höhepunkt der Ausstellung bildet das Erleben eines Rituals im mit originaler Ausstattung nachgebauten Tempel der Loge zur Hoffnung in Bern.



durch das eigene, persönliche Handeln aktiv umzusetzen. Diese maurerische Grundhaltung erklärt auch, weshalb kollektives Handeln und Auftreten in der Öffentlichkeit schwierig sind und der einzelne Freimaurer vor allem als stiller Einzelkämpfer wahrgenommen wird.

Die Mitglieder sind zur Verschwiegenheit über freimaurerische Rituale, Gepflogenheiten im Tempel sowie private und vertrauliche Informationen über andere Mitglieder verpflichtet. Dieser Schutz der Privatsphäre ist für Freimaurer die Grundvoraussetzung für den freien Ideenaustausch und die offene Meinungsäusserung. Gerade in der heutigen Zeit gewinnen die geschützten Räume der Logen an Bedeutung. Sie sind ein Hort der Diskretion und Verschwiegenheit, um sich untereinander jederzeit vertrauensvoll begegnen zu können. Überall auf dem Globus können Freimaurer über ihre «Erkennungszeichen» und auf «Maurerwort» Gespräche führen und einen brüderlichen Informations- und Gedankenaustausch pflegen.

Wirken und Einfluss der Freimaurerei

Die Blütezeit der Freimaurer bildete das 18. Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung. In den Logen wirkten viele Persönlichkeiten, die mit ihrer kosmopolitischen und freigeistigen Einstellung, ihrem Engagement für Toleranz und Humanität in den Augen konservativ-reaktionärer Kreise suspekt erschienen. Mit dem Ausbruch der Französischen Revolution bestätigten sich vermeintlich solche Vorurteile

Die Mitglieder sind zur Verschwiegenheit über Rituale und Gepflogenheiten verpflichtet.

über die Freimaurer. Das Motto «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» empfanden manche geradezu als Inbegriff freimaurerischer Grundsätze.

Die Freimaurerei entfaltete in den 300 Jahren ihres Bestehens in Politik, Gesellschaft und Öffentlichkeit eine grosse Wirkung. Es ist zwar nicht die Organisation als solche, die Einfluss nimmt. Das Engagement erfolgt aber durch das Tun und Handeln des Einzelnen. Überall auf der Welt, wo Freiheit und Rechtsstaatlichkeit herrschen, gab und gibt es im öffentlichen Leben einflussreiche Freimaurerpersönlichkeiten. Die Logen waren letztlich die Keimzellen und der Hort der geistigen Selbstbefreiung des Menschen, seines Aufbruchs aus der nach Kant selbstverschuldeten Unmündigkeit.

Ihren wohl augenfälligsten Beitrag haben die Freimaurer bei der Erarbeitung der nordamerikanischen Verfassung geleistet, die am 17. September 1787 unterzeichnet wurde. Von den 56 Unterzeichnern waren 53 Freimaurer,

Freimaurer

Wie kam es zur Gründung?

Männer verschiedenen Standes verspürten das Bedürfnis, uraltes Wissen und spezifische Kenntnisse weiterzugeben und lebenslang an der eigenen Vervollkommnung zu arbeiten. Zudem suchten sie nach einer Sphäre des Vertrauens und gegenseitigen Austausches.

Welche Rolle spielen sie heute?

Ihre öffentliche Rolle ist sicher geringer als in früheren Jahrhunderten. Wie bei allen Vereinigungen, Parteien oder Klubs, die eine gewisse Verbindlichkeit verlangen, gibt es gewisse Nachwuchssorgen. Doch angesichts der Komplexität der Welt suchen die Menschen wieder vermehrt Verantwor-

tung und Antworten auf viele Fragen aufgrund eines humanistischen Weltbildes.

Worin besteht das Programm?

Der Freimaurer soll in seinem Umfeld – in Familie, Beruf und Gemeinschaft – beispielhaft und positiv wirken und so die Gesellschaft im Rahmen seiner Möglichkeiten weiterbringen.

Wie wird man Freimaurer?

Es gibt keine öffentliche Anwerbung. Wer sich angesprochen fühlt, wendet sich an einen Freimaurer oder an eine Loge. Der Suchende klopft an die Pforte und wird bei Eignung mit allen Pflichten und Rechten aufgenommen.

von den 55 Mitgliedern der konstituierenden Nationalversammlung deren 50. Sämtliche Gouverneure der 13 Gründungsstaaten waren Freimaurer, ebenso 20 von den 29 Generälen. Zu einer Zeit, in der in Europa vorwiegend Fürsten und absolutistische Herrscher das Sagen hatten, erarbeiteten Freimaurer das reibungslos funktionierende Modell eines freiheitlichen, föderalen Staatenbundes. Das Gedankengut der freimaurerisch geprägten amerikanischen Verfassung widerspiegelt sich in fast allen nachfolgenden Nationalverfassungen der freien Welt. In Frankreich traten zur selben Zeit unter dem Einfluss der Freimaurer die Generalstände in Versailles zusammen und bildeten eine Nationalversammlung mit dem Ziel, dass sie und nicht der König die wahren Repräsentanten des französischen Volkes seien.

Auch der moderne schweizerische Bundesstaat wurde von Freimaurern nachhaltig geprägt und mitgestaltet. Der Wandel vom Staatenbund zum schweizerischen Bundesstaat im Jahre 1848 und dessen Konsolidierung entwickelten sich zu wesentlichen Teilen aus freimaurerischem Gedankengut. Jederzeit haben Freimaurer auch hierzulande politische Verantwortung übernommen und sich an der Gestaltung von Staat und Öffentlichkeit beteiligt. Alltagspolitik oder gar Parteipolitik wurde in den Logen indessen nie betrieben. Dies sehen die «Alten Pflichten» nicht vor. Die Logen waren aber stets ein ethisches Biotop für viele Freimaurer, die über politische Ämter und Funktionen freimaurerische Grundsätze und Ideale in die Parlamente und Regierungen getragen haben und auch heute noch – vorwiegend in diskreter und zurückhaltender Form – Einfluss nehmen.

Die Freimaurerei mit ihren Leitprinzipien bleibt nach dreihundert Jahren aktueller

denn je. Sie verkörpert ein modernes Weltbild und ein zeitgemässes «Weltethos». Jeder einzelne Freimaurer engagiert sich in Gesellschaft, Staat und Völkergemeinschaft für Humanität, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Menschenrecht, Toleranz und Glaubensfreiheit als Voraussetzung für die Demokratie und ein friedliches globales Miteinander.

Roman Weissen ist Mitglied der Berner Freimaurerloge zur Hoffnung und Inhaber einer Management- und Kommunikationsagentur. Er war Gemeindepräsident von Unterbäch, Walliser CVP-Grossrat, Stabsmitarbeiter bei zwei Generalstabschefs, Info-Beauftragter des damaligen Auslandsgeheimdienstes SND und Info-Chef von Seilbahnen Schweiz (SBS).

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Rajasthan

Marc Faber, Börsenexperte

Nachdem ich seit bald 50 Jahren in Asien lebe, habe ich viel mehr gesehen, als an was ich mich erinnern kann, und ich kann mich ebenfalls an mehr erinnern, als was ich tatsächlich gesehen habe. Was der schönste Ort sei, ist eine sehr individuelle Frage, welche ich so beantworten will: Angenommen, ich könnte nur noch ein Gebiet für 10 Tage besuchen, bevor ich sterben würde, wäre es noch einmal Rajasthan in Indien, weil es eine märchenhafte, mystische und geschichtlich reiche Gegend ist. Falls mir Gott nur einen Tag einräumen würde, so würde ich diesen letzten Tag in Pattaya noch gebührend sündigend verbringen.



«Fort mit der Freimaurerpest!»

Von Christoph Mörgeli — Kaum war er gegründet, verteufelten die katholische Kirche, absolutistische Herrscher, Diktatoren und politische Extremisten den angeblichen Geheimbund.

Thron und Altar sahen angesichts der ungeahnten Ausbreitung des Logenwesens im 18. Jahrhundert die gottgewollte Ordnung herausgefordert. 1738 verdamnte Papst Clemens XII. in einer Bulle die Freimaurerei «als der Ketzerei höchst verdächtig» und drohte mit Exkommunikation. Etwa zeitgleich wurden die immer zahlreicheren Geheimgesellschaften in Frankreich, Österreich, Polen, Schweden und im Osmanischen Reich verboten. Besonders resolut ging die Inquisition auf der Iberischen Halbinsel vor. Man fürchtete das revolutionäre Potenzial dieser Vereinigungen, in denen Adel und Bürgertum einträchtig zusammenwirkten. Auch die gnädigen Herren in den Republiken von Hamburg, Genf, Venedig, Bern oder Zürich wollten vorerst keine Freimaurer dulden. 1751 bestätigte Papst Benedikt XIV. die Verurteilung seines Vorgängers und untersagte den Katholiken jegliche freimaurerischen Kontakte.

«Enthüllte Weltverschwörung»

Mit besonders rabiaten Abrechnungen wandten sich ehemalige Freimaurer an die Öffentlichkeit, die aus ihren Logen ausgetreten waren. So publizierte der Regierungsbeamte Ernst August von Göchhausen aus Weimar 1786 anonym die Schrift «Enthüllungen des Systems der Weltbürger-Politik» und beschwor den globalen Umsturz durch Freimaurer, Illuminatenorden und Jesuiten. Überhaupt wurden die Freimaurer von ihren protestantischen Gegnern regelmäßig zusammen mit den verhassten Jesuiten verteufelt. Nach der Französischen Revolution standen weniger vermeintliche maurerische Laster wie Karrieredenken, Klüngelei und Korruption in der Kritik als die aufrührerische, weil freiheitliche Ideologie. Vor allem kirchliche, konservative und royalistische Kreise bezichtigten die Freimaurer, die bestehende Ordnung zu zerstören, ihre Umgebung zu manipulieren und rücksichtslos die eigene Herrschaft anzustreben.

Im 19. Jahrhundert boten die überkonfessionellen, aufklärerischen und toleranten Logen zahlreichen Juden die Möglichkeit einer gewissen Emanzipation. Dies rief Antisemiten auf den Plan, welche die Freimaurerei gemein-

sam mit den Juden der «Weltverschwörung» bezichtigten. Als vielerorts durch Leistung und Stand tatsächlich privilegierte Minderheit zogen sich die Logenbrüder auch den Hass der Linken zu, die sie des politischen Liberalismus und der Zugehörigkeit zur ausbeuterischen Hochfinanz anklagten. In den Jahren 1864 («80 Irrtümer») und 1884 («Freimaurer-



Aufrührerisch-freiheitlich: Verbotinitiative 1937.

sekte») verurteilten die jeweiligen Päpste den Männerbund erneut in scharfen Erklärungen.

Juden, Freimaurer, Bolschewisten

Für Furore sorgte 1919 das esoterische, verschwörungstheoretische Werk «Die Entente-Freimaurerei und der Weltkrieg» des nachmaligen Nationalsozialisten Karl Heise. Der Anthroposoph Rudolf Steiner hatte hierzu ein Vorwort geliefert und sich an der Finanzierung beteiligt. Noch heftiger in dieselbe Kerbe hieben General Erich Ludendorff und seine Frau Mathilde, die eine «freimaurerisch-jesuitische

Zusammenarbeit zur Vernichtung Deutschlands» orteten und die Freimaurer als «künstliche Juden» bezeichneten. Die Unterstellung, die «Weltfreimaurerei» verschwöre sich mit den Juden und Bolschewisten gegen das Deutsche Reich, vergiftete die gesamte Ära der Weimarer Republik. 1925 verbot Mussolini die italienische Freimaurerei, zehn Jahre später folgte Hitler seinem Beispiel in Deutschland, 1938 in Österreich. Führende Freimaurer wurden vertrieben, ins KZ gesteckt oder umgebracht.

Auch in der Schweiz erlebten die Freimaurer heftige Anfeindungen. Die Statuten der Berner Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) untersagten die gleichzeitige Mitgliedschaft in einer «geheimen Gesellschaft». 1934 richtete die *Volksfront* von Ex-Generalstabschef Emil Sonderegger scharfe Ausfälle gegen Freimaurer («Fort mit der Freimaurerpest!»), Juden und Linke. Letztere wollten zumindest nach dem Willen des Genfer Sozialisten Léon Nicole ebenfalls keine Freimaurer in ihren Reihen dulden. Beim Berner Prozess betreffend die gefälschten antisemitischen «Protokolle der Weisen von Zion» trat 1934 der Schokoladenfabrikant Theodor Tobler für die Freimaurer als Zeuge auf. 1937 kam eine Volksinitiative des Waadtländer Faschisten Arthur Fonjallaz zum Verbot der Freimaurerei zur Abstimmung. Auch Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler unterstützte das Freimaurerverbot. Doch Volk und Stände versenkten das Begehren 1937 mit 69 Prozent Nein-Stimmen; einzig der Kanton Freiburg nahm es an.

Nach dem Krieg wurden vielerorts vorher verbotene Logen wieder gegründet. Hinter dem Eisernen Vorhang änderte sich indessen an der Repression nichts. Die evangelischen Kirchen beurteilen die Freimaurerei nicht als Religionsgemeinschaft und sehen in der Mitgliedschaft keinerlei Ausschlussgrund. Vorsichtige Kontaktnahmen katholischer Freimaurer mit dem Wiener Kardinal Franz König scheiterten am päpstlichen Widerstand. Bis heute sind nach der

Lehre der römisch-katholischen Kirche Freimaurer «im Stand der schweren Sünde und können die heilige Kommunion nicht empfangen». Dennoch wirken längst sogar hohe geistliche Würdenträger in verschiedenen Logen mit. Doch Vorbehalte und Vorurteile halten sich hartnäckig: 2003 verlangte ein Walliser SVP-Grossrat mittels Vorstoss, dass sich Freimaurer in öffentlichen Positionen zu erkennen geben müssten. Und 2015 verlangte die Walliser SVP, dass gewählte Grossräte ihre Zugehörigkeit zur Freimaurerei erklären müssten. ○

Frauen und Freimaurerei

Von Claudia Schumacher — Frauen werden bis heute offiziell von den Grosslogen als Freimaurerinnen nicht anerkannt. Trotzdem gibt es einige hundert in der Schweiz.

«Warum ich als moderne Frau in einem antiquierten Klub sein will, der sehr geheimnisvoll tut und Frauen auch noch ausschliesst?», fasst eine Basler Freimaurerin die Vorurteile, die häufig an sie herangetragen werden, in einer Frage zusammen. Ihre Antwort folgt auf dem Fusse: «Ich schliesse mich nicht einem Männerbündnis an, sondern einer Organisation, die Humanismus und die Arbeit an sich selber über alles stellt. Dieser Gedanke ist grösser und älter als die Grossloge von England.»

Besagte englische Grossloge anerkennt Frauen auch nach 300-jährigem Bestehen nicht als Freimaurer. Nach wie vor gilt der Entscheid von 1723, gemäss dem Frauen in den Logen nicht erlaubt sind. 1785 erschien auch im *Teutschen Merkur* eine Erklärung deutscher Freimaurer zum Thema: «Die Herzen der Freimaurer stehen den Frauen offen, aber die Logen sind ihnen verschlossen.» Die Präsenz von Frauen erschwere Männern die innere Einkehr.



Weibliches und männliches Prinzip

Heute ist der Umgang mit Freimaurerinnen etwas lockerer. An den Grundfesten männlicher Exklusivität rütteln die Grosslogen dennoch nicht. In der Schweiz, wo die erste Frauenloge 1964 in Genf gegründet wurde, erklärte die Grossloge Alpina (SGLA) 2009: «Soweit wir dies beurteilen können, praktizieren Frauenlogen eine qualitativ gute Freimaurerei, welche, mit der Ausnahme, dass sie Frauen aufnehmen, sonst im Sinne der SGLA nahezu regulär wäre.» Man respektiert die Frauen zwar, will sie aber nicht offiziell als Freimaurer anerkennen. Manche Männerlogen teilen ihre Häuser mit Frauenlogen, und es kann zu kollegialem Umgang kommen – eine richtige Zusammenarbeit in Form gemeinsamer Projekte gibt es jedoch nicht.



Sinn- und Erkenntnissuche: Freimaurerin Gräber.

«Ich glaube, dass die Arbeit an sich selber eine Pflicht für jeden Menschen ist, unabhängig vom Geschlecht», sagt die Basler Freimaurerin davon unbeeindruckt. Die 49-jährige Handwerksmeisterin mit eigener Firma in Basel will anonym bleiben. Das hänge einerseits mit dem für die Freimaurerei typischen Hang zur Diskretion zusammen, aber auch damit, dass sie lieber exemplarisch für die Sache spreche als von sich selbst. Sie ist in der Basler Frauen-

loge «Kette der Hoffnung» – eine von zwanzig reinen Frauenlogen, welche der Schweizer Frauengrossloge unterstellt sind. Dazu kommen etwa noch einmal so viele Freimaurerlogen in der Schweiz, die als gemischte Logen neben «Brüdern» auch «Schwestern» aufnehmen. Insgesamt gibt es einige hundert Freimaurerinnen in der

Schweiz, die Zahl der Männer geht hingegen in die Tausende.

«Ich finde es schade, dass der spirituelle Weg der Freimaurerei nach wie vor einigen Frauen, für die er eigentlich richtig wäre, verschlossen bleibt», sagt Anita Gross aus Zürich. «Verschlossen vor allem deshalb, weil viele gar nicht wissen, dass es weibliche Freimaurerei überhaupt gibt.» Gross ist 46 Jahre alt und seit acht Jahren Mitglied der gemischten Loge Isis und Osiris in Zürich. Gross hat einen naturwissenschaftlichen Hintergrund, ihren Beruf will sie jedoch nicht nennen. «Welchen Beruf einer hat, spielt bei der Freimaurerei keine Rolle. Wichtig ist, dass man den Wertekanon teilt», so Gross.

Eine gewisse Reife

Gross fand über einen Bekannten zur Freimaurerei. Sie war damals 38 Jahre alt, und «die Frage nach Werten im Leben war zu dieser Zeit sehr wichtig» für sie. Freiheit, Gleichheit, Gemeinschaft, Toleranz und Humanität – für diese klassischen Werte steht die Freimaurerei. Je mehr sich Gross einlas, desto faszinierter war sie. Ihr Grund, einer gemischten statt einer rein weiblichen Loge beizutreten? «Alles im Leben ist ein Zusammenspiel des weiblichen und männlichen Prinzips. Daher fand ich es für mich richtig, meine spirituelle Entwicklung in einem gemischten Umfeld anzugehen.» Ihren Partner fand Gross in der Zeit, als sie eingeweiht wurde – allerdings ausserhalb der Loge. «Mein Mann ist kein Freimaurer, steht meiner Zugehörigkeit aber offen und positiv gegenüber.» Ist den gemeinsamen Kindern ein Freimaurerdasein



Diskret: Tänzerin Baker.

vorgezeichnet? «Dafür sind sie noch zu jung», findet Gross. «Um sich für die Freimaurerei zu entscheiden, braucht es eine gewisse Reife. In Einzelfällen können Freimaurer sehr jung sein, aber das ist ganz selten.» Ein Beitritt mit 25 Jahren sei früh; die meisten sind beim Eintritt über dreissig Jahre alt.

Dass weibliche Freimaurerei kaum bekannt ist, dürfte auch am Mangel an Aushängeschildern liegen. Die amerikanische Tänzerin und Sängerin Josephine Baker war die einzige prominente Freimaurerin. Es gab noch ein paar Adelsdamen, aber keinen weiblichen Mozart oder Goethe. Hinzu kommt, dass nicht nur Freimaurer, sondern auch Schweizer tendenziell diskret sind. Ein Charakterzug, der die Freimaurerei bei Frauen hierzulande nicht bekannter macht. In Deutschland geht man einen anderen Weg. Teilweise werden auf den Websites der Logen Fotos von den «Schwestern» gezeigt; bei «Gästabenden» wird interessierten Frauen ein unverfänglicher Erstkontakt ermöglicht. Die deutsche Frauengrossloge hat mit Sylvia Gräber sogar eine Pressesprecherin. «Wir sind nicht von gestern – und so müssen wir auch mit der Zeit gehen», sagt Gräber, die als Journalistin beim Westdeutschen Rundfunk (WDR) arbeitet. Es gebe heutzutage so vielfältige Möglichkeiten der Sinn- und Erkenntnissuche – da sei es angebracht und wichtig, auch über Freimaurerei offen zu informieren. «Nun liegt es nicht im Wesen der Freimaurerei, zu missionieren und Werbung zu machen», so Gräber. «Aber verstecken müssen wir uns auch nicht.»

Grüner kalter Krieger

Von Christoph Mörgeli

Der amerikanische Präsident Donald Trump sieht nicht ein, weshalb sein Land viele Milliarden in einen «Green Climate Fund» zahlen soll. Diese famose Gründung der Uno befindet sich – komfortabel eingerichtet – in der südkoreanischen Stadt Incheon. Bis 2020 sollen Gelder in der Höhe von 100 Milliarden Dollar von den Industrieländern in die Entwicklungsländer fliessen. Pro Jahr. Angeblich zwecks Minderung von Treibhausgasemissionen und für Massnahmen gegen den Klimawandel. In Wirklichkeit zur Finanzierung von Marktkonkurrenten und irgendwelcher Potentaten samt deren Sippe.

Selbstverständlich zahlen auch wir Schweizer geduldig in den Green Climate Fund. Denn hierzulande gibt's keinen sparsamen Donald. Sondern eine freigebige Doris. Und dazu einen tapferen kalten Krieger. In der Person des grünen Nationalrats Bastien Girod. «So nicht, Donald Trump», schleuderte er in 20 Minuten dem US-Präsidenten entgegen. Weil sich dieser vom Pariser Klimaabkommen zurückzieht, will Girod sämtliche Produkte aus den Vereinigten Staaten mit einer CO₂-Steuer belegen. Zuerst via Twitter. Und jetzt via Vorstoss.

Girod ist ein Studierter. Aber kein Gescheiter. Er mag ein Ökologe sein. Ein Ökonom ist er nicht. Girod führt uns mit seinen Besteuerungsfantasien zurück ins wegelagernde Mittelalter. Und zu den Keulenkriegen der Höhlenbewohner. Denn eine Besteuerung amerikanischer Waren trifft nicht hauptsächlich den von Bund und ETH rundum finanzierten Girod. Sondern sämtliche Schweizer Konsumentinnen und Konsumenten. Sie zahlen mehr für PCs, Bildschirme, Drucker, Mobiltelefone, Autos, Kleider, Drogerieartikel, Pharmazeutika, Lebensmittel usw. Nicht nur das. Wer Wirtschaftskrieg sät, wird Wirtschaftskrieg ernten. Sobald die Exportnation Schweiz für Produkte aus den USA Strafzölle einführt, werden Schweizer Produkte in den USA mindestens genauso strafbesteuert. Das wäre ausgesprochen schlecht für Nestlé, Novartis, Roche, ABB, Holcim, Kühne + Nagel, Schindler und viele, viele tüchtige KMU. Bastien Girods Strafsteuer bedeutet Arbeitsplatzvernichtung und Wirtschaftstotenstille.

Niemand erwartet von Bastien Girod und den Grünen, dass sie alles richtig machen. Aber sie sollten zumindest nicht alles falsch machen. Es bleibt nur die Hoffnung, dass unser Staat nicht Girods Intelligenz besteuert. Da ginge er glatt pleite.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Sohnemann, Papa und Pampa

Von Peter Bodenmann — Johann Schneider-Ammann verlegt Arbeitsplätze ins Ausland. Dem zu harten Franken sei Dank.



Deindustrialisierung der Schweiz: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann (l.), UBS-Chef Ermotti.

Papa Schneider-Ammann war einst der Hoffnungsträger der exportorientierten Unternehmer in der Schweiz. Alle gingen davon aus, dass der freisinnige Bundesrat – wie dies Dänemark und Schweden erfolgreich machen – eine zu harte eigene Währung verhindert.

Diese Hoffnung starb schrittweise. Thomas Jordan verlor bei der Verteidigung des Mindestkurses den Kopf. Dies unter dem Druck der SVP. Papa Schneider-Ammann schaute ohnmächtig zu, anstatt Thomas Jordan in die Pampa zu schicken. Sein Sohn Hans-Christian führt das Unternehmen Ammann in Langenthal. Erfolgreich für ein Maschinenbau-Unternehmen. Der Konzern beschäftigt weltweit 3900 Menschen – und somit mehr als etwa die Ems-Chemie.

Die Aussichten für die Ammann Group sind gut. Die Konjunktur in Europa zieht an. Der Bau brummt nicht nur in Deutschland, sondern neu auch wieder in Spanien. Ammann baut in Langenthal 139 Stellen ab. Und verlagert diese ins Ausland. Weil die Kosten in der Schweiz – wegen des zu starken Frankens – zu hoch sind.

Schneider junior hätte diesen Schritt vielleicht früher machen können und müssen. Er hat aus Rücksicht auf den Vater in den letzten zwei Jahren versucht, die Kosten für arbeitsintensive und zu wenig rationalisierbare Prozesse zu senken. Schuld an den Entlassungen in Langenthal ist somit nicht der Sohnemann, sondern der Papa. Er ist einer der Väter der fortlau-

fenden Deindustrialisierung der Schweiz. Der Tourismus ist eine Exportindustrie mit Standort Schweiz. Hotels und Bergbahnen können ihre Betriebe nicht ins Ausland verlegen. Trotzdem entlastet unser Johann Schneider-Ammann mit einem neuen Schoggi-Gesetz Nestlé, nicht aber die Hotellerie und nicht das Gastgewerbe, seine beiden Gefangenen.

Einen recht innovativen Weg geht die Boni-UBS, die als systemrelevante Bank immer noch von einer Gratis-Staatsgarantie profitiert. Für *Inside Paradeplatz* sind die Pläne von Sergio Ermotti leicht durchschaubar:

Schritt 1 — 2000 Mitarbeiter werden von Zürich weg in die Schweizer Pampa verlegt – auf den ersten Blick ein erfreulicher Beitrag zur dezentralen Entwicklung der Schweiz. Nach Schaffhausen sollen jetzt neu Biel und Renens zum Handkuss kommen.

Schritt 2 — Mitarbeiter in der Pampa kann man weit geräuschloser entlassen als Mitarbeiter am Hauptsitz, der für viel Geld zu einem Luxuspalast ausgebaut wird. Auf Kosten der haftenden Steuerzahler.

Schritt 3 — Und weil die Mitarbeiter in der Pampa mittelfristig weniger verdienen, kommt ihre Entlassung die UBS erst noch viel billiger zu stehen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Riesenkrach ums Röckli

Von Kurt W. Zimmermann — Nach fast zwanzig Jahren gibt es bei der «Arena» wieder einen Politikjournalisten mit Risikofreude.

Wenn man beim Schweizer TV arbeitet, muss man enorm vorsichtig sein. Das ist mir wieder einmal aufgefallen, als ich kürzlich mit Jonas Projer beim Mittagessen war.

Wir waren bei einem preisgünstigen Thai. Es kostete fünfzig Franken. Ich wollte zahlen, doch Projer wehrte sich mit Händen und Füßen. Er bezahlte seine fünfundzwanzig Franken schliesslich mit der Karte, damit er das allenfalls auch dokumentieren kann.

SRF-Mitarbeiter unterliegen, ähnlich wie Politiker, einer verschärften Verhaltenskontrolle. Sie sind öffentlich bezahlt und darum unter steter Beobachtung.

Bei vielen TV-Journalisten schlägt dieses Vorsichtsdenkens direkt in ihren Sendungen durch. Die «Arena» ist dafür ein typischer Fall. Seit das politische Showtalent Filippo Leutenegger 1999 die Leitung abgab, ist das Format zusehends verflacht.

Doch nun erlebt die «Arena» ein bemerkenswertes Comeback. Der Grund liegt bei ihrem Moderator Jonas Projer, ein ähnlicher TV-Typus wie Leutenegger. Mit ein paar politisch couragierten Manövern hat er die «Arena» in kurzer Zeit wieder auf die Agenda gebracht.

Letzte Woche etwa entzückte Projer den Boulevard. Er holte die ehemalige Schönheitskönigin Christa Rigozzi als Co-Moderatorin in seine neue Sendung «Arena/Reporter». Der *Blick* jubelte: «Christa Rigozzi wird Polit-Reporterin.»

Der *Blick* jubelte erst recht, als in den folgenden Tagen eine epische Kontroverse um die Ex-Miss ausbrach. «Riesenkrach am Leutschenbach», titelte das Blatt, nachdem vor allem emanzipierte TV-Mitarbeiterinnen Rigozzi als «kurzes Röckli» und als billige Quoten-Tussi geschmäht hatten.

Natürlich verdammt nun auch SRF-Intimfeinde wie der rechte SVP-Nationalrat Gregor Rutz das Projekt. Natürlich brachte auch die linke Gewerkschaft Syndicom in einem «offenen Brief» ihre ernsthaftesten Bedenken an. Und natürlich tadelte stirnrunzelnd die sogenannte seriöse Presse diesen Fall von «sex, crime and politics», wie es die *NZZ am Sonntag* nannte.

Sendungschef Projer nahm es ziemlich entspannt. Nach acht Jahren auf Sendung sind ihm die Mechanismen im staatsnahen Rundfunk vertraut. «Alle warten mit dem Messer», sagt er, «das ist die Regel.»

Sein Rigozzi-Entscheid war denn gut kalkuliert. Schon zweimal hatte er sie als Gast in der «Arena» gehabt. Sie schlug sich bestens.



«Alle warten mit dem Messer»: Projer, Rigozzi.

Rigozzi ist Akademikerin mit einem Abschluss in Medienwissenschaft an der Uni Freiburg. Das kann man nicht von allen emanzipierten SRF-Mitarbeiterinnen sagen.

Proteste von allen Seiten

Dass alle mit dem Messer warten, muss man im Fernsehen aushalten, wenn man kontroverse Debatten und nicht nur Kaminfeuersprache will. So holte Projer den umstrittenen Historiker Daniele Ganser in die «Arena» und griff ihn direkt und eher unfair an. Es hagelte Proteste von rechts. Dann wiederum lud Projer den umstrittenen AfD-Politiker Alexander Gauland ein. Es hagelte Proteste von links.

Projer ist ein untypischer TV-Mann, weil er unideologisch und nonkonformistisch denkt, also originär journalistisch. Er will, dass sich sein Publikum Meinungen anhören muss, die dem eigenen Weltbild auch mal scharf widersprechen. Das unterscheidet ihn etwa von seinen «Rundschau»-Kollegen, die nur die komfortable Mainstream-Optik von links der Mitte wagen.

Man könnte es auch so sagen. Projer arbeitet beim öffentlichen Fernsehen, aber er agiert wie ein Journalist in den privaten Medien. Das ist als Lob gemeint.

Viele bei SRF finden das vermutlich nicht lobenswert, sondern verwerflich. Es sind dieselben, die über kurze Röckli polemisieren.

Die Gartenparty

Von Henryk M. Broder — Die Frage nach der Lebensqualität.

Ich habe es aufgegeben, mit meinen Freunden und Bekannten über die Folgen der unkontrollierten Einwanderung zu diskutieren. Sollen sie doch glauben, dass die «Schutzsuchenden» in



kürzester Zeit zu Facharbeitern ausgebildet werden können, dass «wir» sie brauchen, um «demografische Verluste» auszugleichen, dass vor allem muslimische Zuwanderer «eine Chance für Deutschland» sind, weil wir «viele menschliche Werte wie Gastfreundschaft und Toleranz» von ihnen lernen können, wie es Finanzminister Schäuble in einem Interview zwei Tage nach dem Anschlag von Manchester gesagt hat. Mir ist alles recht. Neulich aber habe ich ein neues Argument gegen meine Kritik an der «Willkommenskultur» gehört: «Wo und inwiefern ist Ihre Lebensqualität durch die Zuwanderung berührt oder beschädigt worden?», fragte mich ein Tischnachbar auf einer Gartenparty. Ich musste kurz nachdenken.

Tatsächlich habe ich noch nie ein Fussballspiel besucht, weder im Stadion noch beim Public Viewing. Ich sehe mir keine Radrennen an, nicht einmal im Fernsehen. Karnevalsumzüge finde ich fast so schrecklich wie Familienfeiern, und das letzte Open-Air-Konzert, bei dem ich dabei war, liegt 25 Jahre zurück. Es war ein Auftritt von Joe Cocker im Amphitheater von Caesarea. Meinetwegen muss es keine Fussballspiele, keine Radrennen, keine Karnevalsumzüge, keine Open-Air-Konzerte und keine Weihnachtsmärkte geben. Ich meide generell Massenversammlungen. Meine kulturellen und sozialen Bedürfnisse lebe ich in Buchläden und Cafés aus. Und bis jetzt hat es noch keinen Anschlag auf einen Buchladen oder ein Café gegeben. Insofern hatte mein Bekannter recht. Meine Lebensqualität hat sich nicht verändert. Ich bin auch keine Frau, und wenn ich eine wäre, käme ich nie auf die Idee, Silvester in Köln zu feiern oder nachts mit dem Fahrrad in Freiburg unterwegs zu sein. Das sind alles Geschichten, die ich nur vom Hörensagen kenne. Wie die Berichte über Vulkanausbrüche in Indonesien oder Hungersnöte in Afrika. Und wenn in einer Asylunterkunft in einem bayerischen Dorf ein Afghane ein fünfjähriges Kind ersticht und dessen Mutter schwer verletzt, dann ist das nicht nur weit weg, es hat auch mit meinem Leben nichts zu tun. Mir geht's gut. Das ist die Hauptsache. Die Gartenparty kann weitergehen.

Vier Millionen für eine Hängematte

Der Schweizer Staat finanziert vielen «Flüchtlingen» den gesamten Lebensunterhalt. Was uns das kostet, ist kaum bekannt. Die *Weltwoche* hat sich mit Spezialisten zusammengesetzt und ausgerechnet, wie viel Geld ein ganz normaler Sozialfall verschlingt. *Von Philipp Gut*

Langsam wird es auch den Parlamentariern in Bern zu viel. Die Staatspolitische Kommission (SPK) des Ständerats will die Sozialhilfe für Ausländer aus sogenannten Drittstaaten einschränken. Sie beauftragt den Bundesrat, zu prüfen, welche Möglichkeiten für eine solche Einschränkung oder gar für einen Ausschluss der Drittstaaten-Ausländer von der Fürsorge bestehen. Der Vorstoss hat Gewicht, steht dahinter doch die Mehrheit der Kommission. Zudem hat der Nationalrat eine von der freisinnigen Fraktion eingereichte ähnlich gelagerte Motion angenommen. Sie fordert vom Bundesrat einen Gesetzesentwurf, der Einwanderern aus Drittstaaten zumindest in den ersten drei bis fünf Jahren die Sozialhilfe verweigern soll. Damit wäre eine «quasi direkte Einwanderung in unser Sozialsystem» nicht mehr möglich, argumentiert die Waadtländer FDP-Nationalrätin Isabelle Moret. Der Bundesrat lehnt dies allerdings ab. Dem Bund fehle dafür die «verfassungsrechtliche Kompetenz». Das Recht von anerkannten Flüchtlingen, «die gleiche öffentliche Unterstützung wie Einheimische zu erhalten», könne nicht beschnitten werden, so die Regierung. Am Donnerstag dieser Woche steht das Thema auf der Agenda des Ständerats.

Der Bund hat freilich gut reden, muss er doch nur wenige Jahre für die anerkannten

Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen sorgen. Danach werden die Kantone und vor allem die Gemeinden zur Kasse gebeten. Wie hoch die Kosten sind, ist einer breiten Öffentlichkeit indes kaum bekannt. «Alle schauen weg, viele ertragen es einfach nicht», sagt Christoph Rüegg, Leiter Soziales bei der Zürcher Gemeinde Oberglatt und Mitautor des Standardwerks «Das Schweizerische Sozialhilferecht». Die fehlende Kostentransparenz hänge auch damit zusammen, dass es in der Schweiz nicht weniger als zwölf verschiedene Sozialversicherungen gibt, sagt Rüegg. Es mangle an einschlägigen Studien und Statistiken. So wanderten beispielsweise viele Bezüger nach ihrer Ablösung von der Sozialhilfe nicht etwa in die Selbständigkeit ab, sondern in die Invalidenversicherung (IV). Dort verursachten sie dann Kosten, die sogar fast doppelt so hoch seien wie in der Sozialhilfe, so Rüegg.

Markant übervertreten

Tatsache bleibt, dass die Sozialhilfequote insbesondere bei Asylanten extrem hoch ist. Bei den Eritreern, der grössten Flüchtlingsgruppe in der Schweiz, betrug die Quote 2015 fast 84 Prozent. Die Migranten aus Ostafrika sind kein Sonderfall: Die Syrer haben eine Sozialhilfequote von 87,3, die Chinesen eine solche von 75,5 Prozent. Bei anerkannten Flüchtlingen einzelner Länder wie Kolumbien arbeitet sogar weniger als einer von zehn.

Die *Weltwoche* stellt Transparenz her: Sie hat in Zusammenarbeit mit Sozialbehörden und Spezialisten ausgerechnet, was «Flüchtlinge» kosten, wenn sie – wie es in der Praxis häufig geschieht – über Jahre oder gar für immer von den Leistungen leben, die ihnen der Schweizer Staat zur Verfügung stellt. Die gleichen Ansätze gelten auch für Einheimische, allerdings sind Ausländer und insbesondere jene, die über den Asylpfad ins Land gekommen sind, in der Sozialhilfe markant übervertreten. Zudem beziehen sie oft zusätzliche Leistungen wie Sprachkurse, teure Arbeitsintegrationsprogramme und spezielle schulische Massnahmen, die die Kosten weiter in die Höhe treiben.

Beispiel eins: lediger Mann aus Eritrea — Nehmen wir an, ein unverheirateter Eritreer kommt mit 20 Jahren in die Schweiz, wird als Flüchtling anerkannt, bleibt ledig und bezieht lebenslang Sozialhilfe. Nehmen wir weiter an, dass er 85 Jahre alt wird. Dann bezieht er

also 45 Jahre Sozialhilfe und noch 20 Jahre AHV-Rente plus Ergänzungsleistungen.

Der Grundbedarf der Sozialhilfe ist bei jungen Erwachsenen zwischen 18 und 25 um 200 Franken tiefer als normal, er beträgt rund 790 Franken. Von 25 bis 65 hat der Mann 40 Jahre lang Anspruch auf die volle Sozialhilfe von 986 Franken im Monat, dies gemäss den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos). Die Steuerzahler finanzieren ihm überdies die Wohnung inklusive Nebenkosten; der Betrag darf im Normalfall die von der Gemeinde festgelegte Höhe nicht überschreiten. In der Region Zürich beispielsweise sind das 1100 Franken. Hinzu kommt die Übernahme der Krankenkassenprämien und

Zwischenbilanz: Der Single-Eritreer verursacht über 2,1 Millionen Franken Basiskosten.

der AHV-Beiträge im Umfang von rund 450 Franken. Insgesamt ergibt dies einen monatlichen Betrag von mindestens 2500 Franken.

Rechnet man die 5 Jahre mit reduziertem Grundbetrag und die 40 Jahre mit voller Sozialhilfe sowie die übrigen genannten Kosten zusammen, kommt man auf ein Zwischentotal von deutlich über 1,3 Millionen Franken.

Ab dem 65. Altersjahr hat der Eritreer Anspruch auf die AHV-Minimalrente von 960 Franken sowie Ergänzungsleistungen (EL). Die Rente kriegt er auch dann, wenn er nie einen Rappen in die AHV einbezahlt hat – dies übernimmt die Gemeinde mit dem sogenannten Nichterwerbstätigenbeitrag. Das Total von AHV und EL richtet sich nach dem Existenzminimum von rund 38500 Franken im Jahr oder von 3200 Franken pro Monat. In 20 Jahren macht das somit 768000 Franken.

Ziehen wir eine Zwischenbilanz: Der Single-Eritreer verursacht also über 2,1 Millionen Franken an solchen Basiskosten (im Fachjargon «materielle Grundsicherung»). Aber das ist noch nicht alles. Hinzu kommen viele Extras.

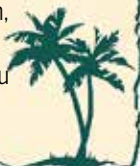
Stark ins Gewicht fallen, erstens, die sogenannten situationsbedingten Leistungen. Das heisst: Der Staat übernimmt etwa auch die Kosten für Zahnarzt, Dentalhygiene, Erstmöblierung, Einrichtungsgegenstände, Versicherungen, Anwälte, amtliche Papiere, öffentlichen Verkehr aus medizinischen oder schulischen Gründen, Brillen, Franchise und Selbstbehalt bei der Krankenkasse, Umzug,

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

South Hams District

James Delingpole, britischer Journalist

Viele Regionen Grossbritanniens sind wunderschön. Meine Wahl fällt aber auf den South Hams District in der Grafschaft Devon, direkt an der Küste im Südwesten Englands gelegen. Die Landzungen, die mit Flechten bedeckten Felsen, die versteckten Buchten, der Farn, die fast halbtropischen Waldlandschaften und die herrlichen offenen Strände sind eine wahre Freude. An sonnigen Tagen leuchtet das Meer so atemberaubend blau, dass man sich am Mittelmeer wähnt. Nur dass das Meer hier sauberer ist, wenn auch kälter. Obschon es an gewissen Orten viele Leute hat, zum Beispiel in Salcombe, so ist es doch einfach, wegzukommen und seine Ruhe zu finden. Nichts zu tun, ausser zu schwimmen, zu surfen, Golf zu spielen, spazieren, Krabben-Sandwiches zu essen und Bier zu trinken – es ist wie im Himmel.





«Kein Anreiz zum Arbeiten.»

Hausrat- und Haftpflichtversicherung, Radio- und Fernsehgebühren et cetera.

Diese zusätzlichen Leistungen könnten je nach Situation gleich hoch ausfallen wie die Grundsicherung, sagt Christoph Rüegg. Manchmal betrügen sie nur 50 Prozent davon, manchmal aber auch zehner- oder zwanzigmal mehr. Dies etwa dann, wenn – man erinnere sich an den Fall der eritreischen Grossfamilie in Hagenbuch ZH – mehrere Familienangehörige in teuren Heimen untergebracht sind. Rechnen wir also konservativ noch einmal knapp 2 Mil-

Die Erfahrung zeigt, dass Sozialhilfeabhängigkeit nicht selten «vererbt» wird.

lionen Franken dazu. Damit steigen die von der Allgemeinheit getragenen Kosten für den alleinstehenden Eritreer auf rund 4 Millionen Franken.

Neben der Grundsicherung schlagen schliesslich oft noch weitere Ausgaben zu Buche. So etwa die Integrationsmassnahmen, die dazu dienen sollen, den Flüchtling in den Schweizer Arbeitsmarkt zu hieven. Häufig verlaufen diese Bemühungen allerdings wenig erfolgreich, dies zeigt nicht zuletzt die trotz

boomender Integrationsindustrie konstant hohe Sozialhilfequote. Dafür sind pro Monat schnell einmal 2000 Franken oder mehr fällig, wie man leicht aus den auch im Internet publizierten Angeboten von spezialisierten Firmen und Organisationen ersieht. Pro Fall müsse man so sicher mit etwa 40 000 bis 100 000 Franken rechnen, sagt Sozialchef Rüegg. Noch teurer werde es, wenn Heim- und Pflegekosten anfielen.

Auch Folgendes ist zu bedenken: Wäre der Eritreer verheiratet und hätte er in der Heimat eine Familie, so könnte er diese nachziehen. In der Praxis ist das häufig der Fall – womit sich die Ausgaben von 4 Millionen Franken vervielfachen würden.

Beispiel zwei: afghanische Familie mit zwei Kindern — Gehen wir davon aus, dass Vater und Mutter 25 waren, als sie in der Schweiz einen Asylantrag stellten, und dass damals ein Zwillingsspaar zur Welt kam. In der Folge bezieht die vierköpfige Familie 20 Jahre lang Sozialhilfe. Der von der Skos empfohlene Grundbedarf für vier Personen beträgt 2110 Franken monatlich. Das ergibt in 20 Jahren 504 600 Franken. Dieses Geld hat die Familie mehr oder weniger zur freien Verfügung, da ja die übrigen Kosten für Wohnen, Gesund-

heit, Bildung und so weiter ebenfalls vom Staat übernommen werden. In den Agglomerationen grösserer Städte kostet eine Wohnung inklusive Nebenkosten für vier Personen schnell einmal 1800 Franken. Mit den Krankenkassenprämien und den Prämienverbilligungen (Letztere übernimmt der Kanton) kommt die soziale Grundsicherung der vier Afghanen im Monat auf mindestens 5000 Franken zu stehen. In 20 Jahren macht das 1,2 Millionen. Veranschlagen wir für die situationsbedingten Leistungen (siehe oben) 1 Million, sind das zusammen 2,2 Millionen Franken.

Anders als beim Single-Eritreer fallen bei diesem Beispiel Kosten für die Schule an. Ein gewöhnliches Volksschulkind kostet im Kanton Zürich jährlich zwischen 15 000 und 18 000 Franken. Bei Flüchtlingskindern kann sich dieser Betrag rasch einmal verdoppeln. Rechnet man zurückhaltend mit 20 000 Franken pro Kind, so ist man nach neun Schuljahren bei Kosten für die Zwillinge von 360 000 Franken.

Bis sie das Rentenalter erreicht haben, leben die Eltern noch 20 Jahre als Zweipersonenhaushalt von der Sozialhilfe. Beträgt der Grundbedarf 3700 Franken, gibt das weitere 880 000 Franken. Dazu kommen, vorsichtig kalkuliert, vielleicht noch 700 000 Franken an situationsbedingten Leistungen. >>>



«Einwanderung in unser Sozialsystem»: Moret.

Nach der «Pensionierung» als Sozialfall zehren die Eltern schliesslich noch 20 Jahre von der AHV-Mindestrente mit Ergänzungsleistungen. Das kostet nochmals mindestens 1,12 Millionen Franken.

Fazit: Die Kosten für die vierköpfige afghanische Familie betragen gegen 5 Millionen Franken, mit den gewöhnlichen Schulkosten liegen sie schon deutlich darüber. Dies alles unter der Voraussetzung, dass die Mitglieder einigermaßen gesund bleiben.

Nehmen wir indes an, dass die Eheleute die letzten fünf Lebensjahre im Pflegeheim verbringen, verursacht dies pro Person und Monat weitere 7000 Franken, wobei die Wohnungsausgaben in diesem Fall abzuziehen sind. Der Zusatzbetrag nach diesem Abzug beläuft sich auf rund 765 000 Franken. Damit kratzt der Gesamtbetrag bereits an der 6-Millionen-Marke.

Die Frage ist sodann, was mit den Kindern weiter passiert. Die Erfahrung zeige, dass Sozialhilfeabhängigkeit nicht selten «vererbt» werde, sagt Barbara Steinemann (SVP), Nationalrätin und Mitglied der Sozialbehörde von Regensdorf. Wäre dies bei den afghanischen Zwillingen der Fall, dann gälte für sie ab dem Erreichen des Erwachsenenalters das Rechenbeispiel unseres Eritreers – sprich: Es kämen nochmals mehrere Millionen Franken pro Person hinzu. Die Gesamtkosten für die vierköpfige Familie lägen dann bereits im zweistelligen Millionenbereich.

Arbeitspflicht und Steuergutschriften

Eine wirkliche Vollkostenrechnung sind unsere Beispiele aber noch immer nicht. Sozialfachmann Rüegg weist darauf hin, dass «niemand den Arbeitsaufwand der Verwaltung kennt».



«Strom an Migranten reisst nicht ab»: Steinemann.

Ein Heer von kommunalen, kantonalen und Bundesbeamten – von den Ausländer- und Sozialbehörden bis zu den Gerichten und der Polizei – beschäftige sich ständig mit den Fällen.

Sicher sei am Ende des Tages nur, dass die Kosten, die ein solcher Sozialfall verursache, höher seien als das, was ein Schweizer im Durchschnitt verdient. «Die Ansätze der Sozialhilfe sind viel zu hoch», kritisiert Rüegg. Es bestehe «gar kein Anreiz zum Arbeiten».

Ähnlich sind die Erfahrungen von Barbara Steinemann: «Selbst wenn die Leute aus der Sozialhilfe rauswollen, lohnt es sich nicht.» In den Branchen, auf welche die Arbeitsintegra-

tionsprogramme zugeschnitten seien – Gastronomie, Reinigung, Landwirtschaft –, lägen die Löhne in der Regel unter dem, was der Sozialstaat zur Verfügung stelle, ohne dass die Bezüger einen Finger krümmen müssten. Die grosszügigen Sozialleistungen seien denn auch «der Grund, dass die Asylanten nicht im kriegsfreien Bulgarien Halt machen oder das sichere Spanien anpeilen», sagt Steinemann.

«Selbst wenn die Leute aus der Sozialhilfe rauswollen, lohnt es sich nicht.»

«Und dass der Strom an Migranten aus der Dritten Welt nicht abreisst.»

Gemeinden und Kantone ächzen schon längst unter den Folgekosten der unverantwortlichen Berner Asylpolitik. Denn allein auf diesem Weg entlässt der Bund jährlich 10 000 bis 15 000 Personen in ihren Verantwortungsbereich. Was wäre also zu tun? Wo müsste man ansetzen, um die unkontrolliert anwachsenden Kosten und die mehr oder weniger direkte Einwanderung in den Sozialstaat zu reduzieren?

Für Christoph Rüegg ist klar: Die Leistungen müssten deutlich heruntergeschraubt werden. Überdies sollte man die Integration «konsequent einfordern» und eine Arbeitspflicht für Sozialbezüger einführen, wie dies gewisse Städte in den Niederlanden getan hätten. Dort hätten sich die Fallzahlen innert dreier Jahre um 60 bis 80 Prozent verringert. Mit anderen Worten: Sobald sich die Leute für den Erhalt der Sozialhilfe anstrengen müssen, verliert diese für die Mehrheit jegliche Attraktivität – offenbar finden sie dann auch problemlos ein wirtschaftliches Auskommen und können auf eigenen Beinen stehen.

Der Sozialjurist und -praktiker denkt auch über einen Systemwechsel nach dem Modell der USA nach, wo sogenannte Steuergutschriften verliehen werden. Dies funktioniere so: Wer arbeitet, aber trotzdem unter dem Existenzminimum bleibt, wird vom Staat unterstützt und auf dieses Niveau angehoben. Wer hingegen nicht arbeitet, muss mit einer deutlich weniger bequemen sozialen Hängematte rechnen als hierzulande. Er erhält gerade genug, damit er nicht verhungert, und eine einfache Unterkunft, aber keinesfalls diese umfassende Vollkaskoausstattung wie im Schlaraffenland Schweiz.

Auch in der Gemeinde Oberglatt, sagt Christoph Rüegg, gebe es spektakuläre Spezialfälle, die pro Jahr Hunderttausende von Franken verschlingen. Für die Gesamtkosten des Sozialsystems seien sie aber nicht entscheidend. Die Sozialausgaben liefen wegen der Masse jener völlig durchschnittlichen Fälle aus dem Ruder, die wir hier beispielhaft dargestellt haben. Man könne es auch so sagen: «Das Verrückte ist das Normale.» ○

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Okavangodelta

Werner Vogt, Kommunikationsberater

Der Reisende im Okavangodelta von Botswana kommt dem, was man das Paradies auf Erden nennen könnte, sehr nahe. Eine Landschaft, die von Land in Wasser übergeht und umgekehrt. Tausende von Elefanten, Büffeln, Antilopen, Zebras, Giraffen, Löwen und Leoparden tummeln sich darin, nicht zu reden von den 400 Vogelarten, die dort vorkommen. Die Game Lodges bieten Luxus pur. Das Beste vom Besten ist es aber, dieses einzigartige Naturparadies mit dem Pferd zu ergründen, starke und guttrainierte Pferde aller Rassen pflügen mit den Gästen im verstärkten Galopp die überfluteten Ebenen, und man denkt: «Jeden Moment hebt Pegasus ab.»



Süsser, seltener Augenblick

Frauen greifen im Alltag gern zum Kleid aus dickem Stoff oder, noch lieber, zur weiten Hose. Ausser an einem einzigen Tag im Jahr.

Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war er wieder da – dieser Augenblick, den man bloss einmal im Jahr erleben darf. Und wer nicht sehenden Auges durch die Strassen seiner Stadt ging, verpasste ihn. Was natürlich dem Wesen alles Vergänglichlichen entspricht und dieses erst süss macht.

Vergangene Woche war es zum ersten Mal in diesem Jahr richtig warm, tagsüber wurden fast heisse Temperaturen gemessen, abends und nächtens immerhin noch laue. Das ist schön und unüblich im Mai in unserem Land. Doch es gibt nichts zu klagen, denn je kürzer der Vorlauf des warmen Wetters, desto ausgeprägter das Vorkommnis, um das es geht: um den Augenblick, in dem Frauen sich in der Auswahl ihrer Kleidungsstücke vertun.

In, sagen wir, 99 von 100 Fällen greifen Bewohnerinnen von Zürich, Basel, Bern et cetera im Zweifelsfall zum zu schweren und dicken Kleid respektive noch lieber zur zu weiten Hose. Es gilt der Regelfall, und dieser regelt: Das Oberteil ohne Ausschnitt schlägt das dekolletierte, die Strumpfhose soll eine blickdichte sein, und wer braucht Schuhe mit hohen Absätzen – vor allem in dieser Saison, in der Sneakers nicht nur bequem sind, sondern angeblich auch modisch...

Von Sonne und Wärme verwirrt

Doch am ersten heissen Tag und warmen Abend gilt das alles nicht. Dieser zauberhafte Moment der Zeit sorgt dafür, dass nichts mehr



Naturschauspiel: erster Hitzetag in Zürich.

ist, wie es sonst immer sein muss. Für einmal soll der Rock nicht die Knie bedecken und das Oberteil der Leggings-Trägerin nicht das Hinterteil ebendieser. O nein. Stattdessen werden Regeln gebrochen, Fehler gemacht.

Die vermeintliche Erklärung für dieses in der Schweiz rare Naturschauspiel: Eher hohe Temperaturen, vor allem wenn sie auf eher tiefe folgen – in den vergangenen Jahren beobachteten wir stärkere Schwankungen –, führen dazu, dass man sich leichter kleidet. Was, übrigens, nicht nur bei Frauen der Fall ist, sondern auch bei Männern (um die es in dieser Spalte jedoch für einmal nicht geht). Tönt stimmig, ist es aber nicht. Denn im Lauf der kommenden Sommermonate greifen Frauen sehr wohl wieder zu

kürzeren und leichteren Kleidern, wenn es heiss wird. Was aber noch lange nicht zu mehr Sexiness im Stadtbild führt – zu gross ist das Angebot an weiten, formlosen kurzen Hosen und schlabbrigen, unförmigen oder Tanktops.

Der wissenschaftlich stichhaltige Grund dafür, dass während des ersten warmen Tages und der ersten warmen Nacht Mode- und Stilregeln gebrochen werden? Ich kenne ihn nicht. Vermute aber, es habe mit Glückshormonen zu tun, die ausgeschüttet werden, sobald der Organismus zum ersten Mal im Jahr von Sonnenlicht und Wärme verwöhnt und verwirrt wird. Wo ich mir aber sicher bin: Es ist kein Fehler, wenn Frauen sich dann für zu leichte und zu kurze Kleider entscheiden. Selbst wenn einigen von ihnen im kalten Licht strengster Betrachtung geraten werden müsste, davon Abstand zu nehmen. Manchmal braucht es *esprit large*, manchmal steht der Wille fürs Werk.

Die ersten heissen Tage und warmen Abende dieses Jahres sind vorbei. Und mit ihnen der zauberhafte Moment, in dem für einmal nichts ist, wie es sonst immer ist und sein soll. Die gute Nachricht: Es gibt einen zweiten, ähnlich zauberhaften Moment, und auch dieser findet nur einmal im Jahr statt. Es handelt sich dabei um den letzten heissen Tag und warmen Abend. Und damit das letzte Mal, dass Frauen sich in der Auswahl ihrer Kleidungsstücke vertun. Der Augenblick ist schwierig zu beobachten wie ein seltener Singvogel – wer weiss schon, wann das letzte Mal ist? Versuchen Sie es dennoch. ○

Ei-malig. In Grösse, Muster und Geschmack.

Volg
frisch und fründlich

Volg... Im Dorf daheim. In Neuheim zuhause.

Eierproduzent Pascal Andermatt ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Wachteleier haben einen intensiveren Geschmack als Hühnereier und sind im Volg Neuheim (ZG) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

brandinghouse

Phänomen Christa

Hinter dem Knatsch um die designierte Talk-Moderatorin Christa Rigozzi steht ein grundsätzlicher Richtungsstreit bei SRF. Dabei könnte die Tessinerin ein Glücksfall sein für den staatsnahen Rundfunk, der zusehends um seine Legitimation kämpfen muss. *Von Alex Baur*

Kaum je wurde über eine SRF-Sendung so heftig gestritten, bevor sie überhaupt jemand gesehen hat. Dabei ist das Gefäss «Arena/Reporter», das am kommenden Sonntag erstmals ausgestrahlt wird, nicht mehr als ein Testlauf. Drei Sendungen sind bislang geplant. Zuerst wird ein kontroverses Thema mit einem zwanzigminütigen Dok-Film eingeführt; danach diskutieren Gäste unter der Leitung von «Arena»-Moderator Jonas Projer eine Stunde lang darüber. Das Konzept ist nicht einmal besonders originell. Beim Tessiner Fernsehen RSI («Falò») oder beim Westschweizer RTS («Temps présent») werden Dok-Filme seit Urzeiten immer wieder mal in eine Debatte eingebettet.

Neuland für SRF ist höchstens, dass sich das Publikum via Telefon oder Internet in die Debatte einmischen kann – und dass Christa Rigozzi diesen Teil moderiert. Rigozzi – allein der Name der lustigen Tessinerin sorgte gemäss *Blick* beim öffentlich-rechtlichen Sender für mehr als nur rote Köpfe. Offiziell liess sich zwar niemand zitieren. Doch eine öffentliche Meinung ist bei SRF ohnehin den Chefs und Mediensprechern vorbehalten. Und diese beissen sich eher die Zunge ab, als dass sie mal ein zitierwürdiges Statement wagten.

Umso heftiger brodelt es unter der Oberfläche. «Kurzes Röckli holt mit lustigem Tessiner Akzent Quote», soll ein «Aushängeschild» des Senders gemäss *Blick* gelästert haben. Wie SRF-Mitarbeiter gegenüber der *Weltwoche* bestätigten, trifft das anonyme Zitat die Stimmung bei einem Teil der Belegschaft. Die stets gutgelaunte Ex-Miss-Schweiz, Werbebotschafterin (Caffè Lavazza, Emmentaler, Cembra Money Bank, Pilatusmarkt) und Teilzeit-Showmasterin («Die grössten Schweizer Talente», «Swiss Award», «Bauer, ledig, sucht...») löst beim publizistischen Establishment von SRF allergische Reaktionen aus.

Der Neidfaktor spielt dabei sicher mit. Insider schätzen, dass Rigozzi mit ihren Werbeauftritten jährlich mindestens 400 000 Franken einstreicht, Tendenz steigend (*Weltwoche* Nr. 51/14, «Eine vom Dorf»). Rigozzi mochte diesen Betrag nicht kommentieren. Auf jeden Fall dürfte sie mehr verdienen als die andern Schweizer TV-Sternlein. Den Angestellten von SRF sind Werbeauftritte untersagt. Und das wurmt natürlich. Doch der Vergleich hinkt. Rigozzi hat ihre Karriere in harter Kleinarbeit vor allem ausserhalb des staatsnahen Rundfunks aufgebaut. Für sie ist der Auftritt im Studio Leutschenbach nicht mehr als ein Nebenjob.



«Doppelt geerdet»: Moderatorin Rigozzi.

Fairerweise muss allerdings auch erwähnt werden: Rigozzis Engagement hat bei der SRF-Belegschaft nicht nur Nasenrümpfen und Neid ausgelöst, sondern auch Zustimmung, ja gar Begeisterung. «Geile Siech», sprang es einem nicht genannt sein wollenden, altgedienten TV-Macher über die Lippen. Und das war nicht als Anzüglichkeit gemeint. Sondern als Lob für Jonas Projer, der den Rigozzi-Coup persönlich eingefädelt haben soll. Tatsächlich geht es um mehr als nur Geld und Quoten.

Die «No Billag»-Vorlage, aber auch die rasanten Entwicklungen im Netz stellen die Legitimation des gebührenfinanzierten Senders ganz grundsätzlich in Frage. Auf der einen Seite stehen die eher linksgepolten Bewahrer, die noch in den Zeiten des Monopols geformt wurden und SRF als eine Art Anstalt zur Volkserziehung erhalten wollen. Jonas Projer, wo immer er politisch auch stehen mag, gehört dagegen einer jüngeren, ideologisch flexibleren Generation an, die verkrustete Strukturen aufbrechen will und vor allem auch den Erfolg sucht, also auch mehr Nähe zum Publikum. Und genau das erhofft man sich von Rigozzi.

Wenn es wenigstens Tesla wäre

Die Kompetenz von Christa Rigozzi in politischen und gesellschaftlichen Fragen fiel Projer bereits anlässlich einer «Arena»-Sendung zur zweiten Gotthardröhre im Herbst 2014 auf. Schon damals schnödeten Nationalrat Cédric Wermuth (SP) und seine Genossin Jacqueline Badran im Vorfeld der Sendung auf Twitter über die vermeintlich unbedarfte Blondine. Doch sie unterschätzten die Tessinerin sträflich. Rigozzi brillierte im inneren Ring der «Arena» mit Schlagfertigkeit, sie stand bald im Mittelpunkt der Sendung und liess die Berufspolitiker ziemlich alt aussehen. So fielen Hohn und Spott mit doppelter Wucht auf die Absender zurück, welche kleinlaut wurden und ihre giftigen Tweets löschten.

Gewiss, die Gotthard-Autobahn war ein Heimspiel für die Tessinerin. Bei ihrem zweiten «Arena»-Auftritt zum Reizthema Frauenkarriere («Sollte die nicht bei ihren Kindern sein?») im letzten März gab sich Rigozzi bedeutend unverbindlicher. Trotzdem stand sie selber – eben erst Mutter von zwei Kindern geworden und schon wieder auf Achse – sofort wieder im Mittelpunkt der Sendung. Wo Rigozzi politisch und ideologisch steht, wurde dabei kaum fassbar. Verhänglichen Fragen zu Lohnnormen oder Staatskripen wich sie geschickt aus, indem sie diese konsequent auf den konkreten Einzelfall herunterbrach. Rigozzi heimste als Einzige einen Szenenapplaus ein, als sie das schlechte Gewissen einer arbeitenden Mutter gegen die Gewissensbisse des abwesenden Vaters aufrechnete. Die Gleichung sass, obwohl – oder gerade weil – ein jeder hineininterpretieren konnte, was er wollte.

Eine dezidierte politische Positionierung wäre für Rigozzi in ihrer neuen Rolle nur hin-

derlich. Die Aufgabe des Moderators ist es schliesslich, den Kontrahenten auf allen Seiten ihre besten Argumente zu entlocken. Doch aus feministischer Sicht kam natürlich allein schon die Leichtigkeit, mit der Rigozzi das ach so ernste Thema Gleichstellung anging, einem Hochverrat nahe. In diesen Sphären sind denn auch die Aversionen zu suchen, die Rigozzi beim alten Rundfunk-Establishment auslöst.

Würde Christa Rigozzi für Unternehmen wie Tesla, Gucci oder Greenpeace werben, würde man ihr das vielleicht noch verzeihen. Doch die Tessinerin ist sich nicht zu schade, bei der Einweihung eines Shoppingcenters eine nette Ansprache zu halten, beim Autosalon in Genf vor einem Auto zu posieren oder eben – *quelle horreur* – für einen Kleinkredit zu werben.

Die grösste Stärke von Christa Rigozzi ist vielleicht, dass sie nicht mehr zu sein vorgibt, als sie einhalten kann. Im Gegensatz zu einigen Kritikern könnte sie zwar auf ein abgeschlossenes Universitätsstudium (Publizistik und Kriminalistik) hinweisen. Aber sie tut es nicht, ganz einfach, weil das für ihre Aufgabe nicht von Belang ist. Und wenn sie etwas tut – das sagen alle, die je mit Rigozzi gearbeitet haben –, dann tut sie es mit vollem Einsatz und der Gewissenhaftigkeit einer Buchhalterin.

«Ob sie Autogramme verteilt oder fremde Hände schüttelt», sagt ein Weggefährte, «ihre Herzlichkeit ist echt, sie spielt sich selber.» Dabei könne Rigozzi auch mal resolut auftreten, was ihre Glaubwürdigkeit aber nur erhöhe. «Christa ist doppelt geerdet», sagt ein anderer, «immun gegen jede Art von Starallüren.» Ihre direkte Art mache sie fast unangreifbar.

Schweizer mögen keine Grossmäuler

Das «Phänomen Christa» hat sicher auch mit der Herkunft zu tun. Tessiner haben nun mal einen Bonus in der Deutschschweiz. Doch auch hier unterschätzt man Rigozzi gerne. Da sie in Freiburg und Bern studiert hat, spricht sie perfekt Französisch und Deutsch. Den markanten italienischen Akzent hat sie trotzdem nie abgelegt. Warum sollte sie auch – er ist ein Teil der Marke Rigozzi. Ihre Sprache ist einfach und eingänglich, was bei den elektronischen Medien grundsätzlich von Vorteil ist.

Die Statements, die Rigozzi als Jurorin bei der SRF-Talentshow zum Besten gab, wirkten zwar bisweilen ziemlich banal. Doch auch das passte sowohl zu ihrem Charakter wie zu ihrer Rolle. Dem Schweizer Publikum gehen, anders als dem deutschen, Grossmäuler und Vielredner schnell einmal auf den Geist.

Aus publizistischer Sicht dürfte sich das Engagement von Rigozzi bei «Arena/Reporter» schon heute mehrfach ausbezahlt haben: Nach dem grossen Palaver im Vorfeld der Sendung sind hohe Einschaltquoten garantiert. Will sich SRF weiter als unverzichtbare Klammer des nationalen Zusammenhalts profilieren, ist Christa Rigozzi die Idealbesetzung. ○

Statistik

Sommaruga irrt

Häusliche Gewalt habe nichts mit Nationalitäten zu tun, sagt die Bundesrätin.

Die Frage von Walter Wobmann an Simonetta Sommaruga war kurz und einfach: «Frau Bundesrätin, im letzten Jahr gab es bekanntlich neunzehn Todesfälle durch häusliche Gewalt. Wie viele davon waren Ausländer oder hatten Migrationshintergrund?» Sie könne das nicht sagen, entgegnete die Justizministerin dem SVP-Nationalrat aus dem Kanton Solothurn. Aber sie glaube, fügte sie an, «Sie sollten vorsichtig sein, wenn Sie meinen, das Thema häusliche Gewalt sei in erster Linie ein Ausländerthema». Sie, Sommaruga, habe selbst mehrere Jahre im Haus für geschlagene Frauen gearbeitet und könne sagen, «dass häusliche Gewalt weder an Altersstufen noch an Kulturen noch an Nationalitäten noch an soziale Schichten gebunden ist. Sie kommt leider überall vor.»

Die Ratslinke hatte bei Wobmanns Frage sogar gebuht. Er stellte sie anlässlich der Diskussion über das Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt (die *Weltwoche* berichtete: «In den Fängen des Feminismus», Nr. 8/17). Offenbar liest Sommaruga die bundeseigenen Statistiken nicht. Sonst sähe sie schnell, dass ihre Aussagen durch die Realität nicht gedeckt sind. Den Zusammenhang zwischen Ausländern und häuslicher Gewalt gibt es tatsächlich. So schreibt das unverdächtige Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG): «Studien aus dem Hell- sowie dem Dunkelfeld der Gewalt aus der Schweiz wie auch aus Frankreich und Deutschland deuten darauf hin, dass ein Migrationshintergrund das statistische Risiko, für Frauen Opfer und für Männer Täter von Gewalt in einer Partnerschaft zu werden, erhöht.» Das ist zwar etwas kompliziert ausgedrückt, doch die Botschaft ist klar: Häusliche Gewalt hat eben doch mit Nationalitäten und Kulturen zu tun. Die Justizministerin irrt, wenn sie das Gegenteil behauptet.

Erst im März hat das EBG in einem Informationsblatt «Zahlen zu häuslicher Gewalt in der Schweiz» zusammengetragen. Ein paar Streiflichter: 2015 waren nur 46 Prozent der Beschuldigten Schweizer. Auch bei den von Walter Wobmann angesprochenen Tötungsfällen sind Ausländerinnen stärker betroffen: Auf ein Schweizer Opfer kommen statistisch 2,4 ausländische. Ebenfalls übervertreten seien die ausländischen Männer gegenüber den Schweizern bei den Tatverdächtigen.

Philipp Gut

Rehabilitierung eines Bösewichts

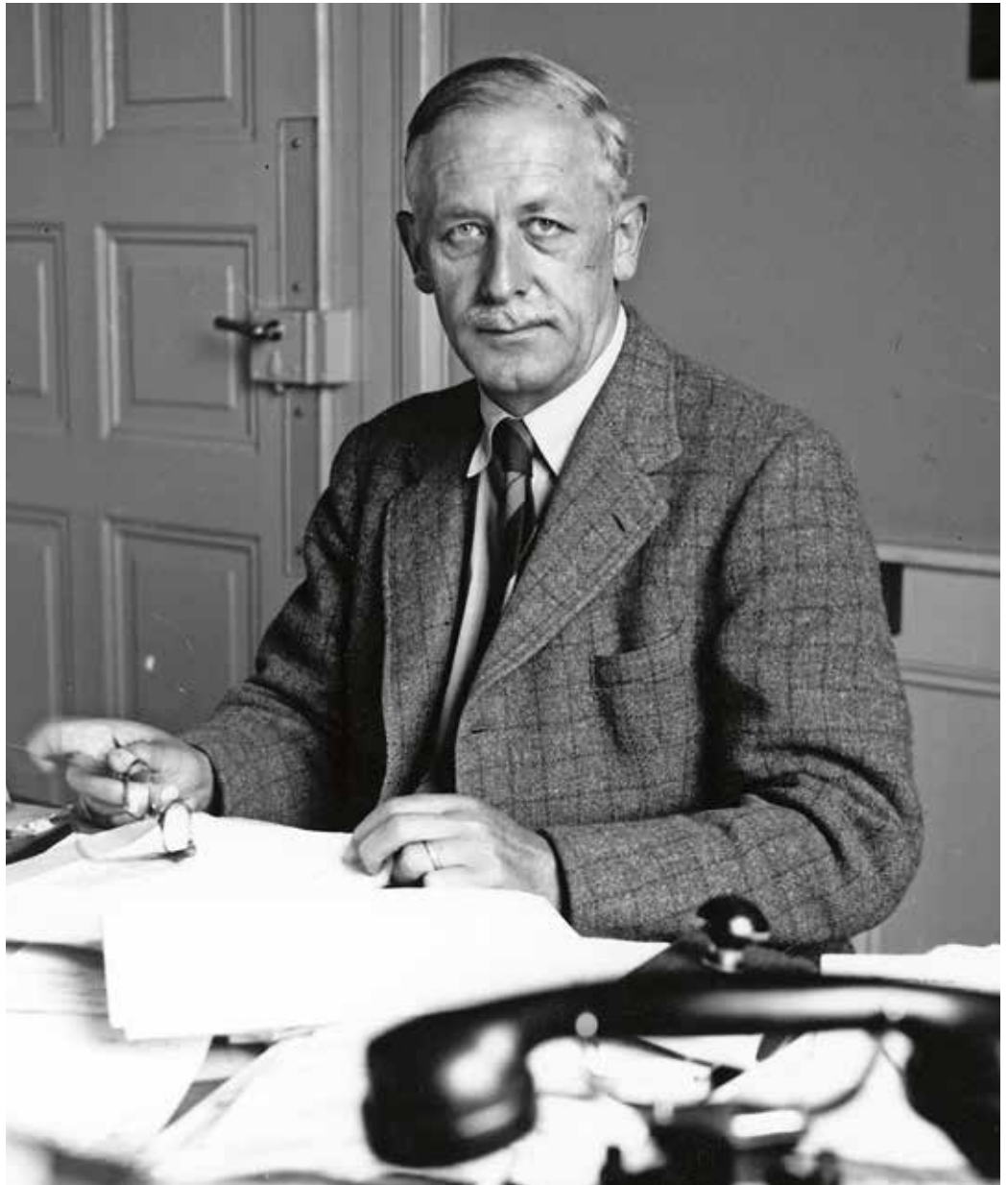
Heinrich Rothmund gilt als Verkörperung der «unmenschlichen» Schweizer Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs. Der Chef der Fremdenpolizei sei ein «militanter Antisemit» gewesen, der Juden skrupellos zurückgewiesen habe. Neue Forschungen zeigen: Die Vorwürfe sind nicht haltbar. *Von Rico Bandle*

Alle schienen froh, einen Bösewicht gefunden zu haben, auf den man mit dem Finger zeigen konnte: die Würdenträger in Bundesbern, welche die Verantwortung abschieben konnten, genauso wie die Kritiker der Schweiz, die in ihm die Verkörperung der «unmenschlichen Flüchtlingspolitik» sahen. Selbst in Deutschland nahm man dankbar zur Kenntnis, dass es auch im kriegsverschonten Nachbarland antisemitische Unholde gegeben hatte, wie verschiedene Artikel im Nachrichtenmagazin *Spiegel* in den sechziger und siebziger Jahren zeigen. Heinrich Rothmund, Chef der Fremdenpolizei beim Bund, wurde für alle Verfehlungen verantwortlich gemacht, die der Schweiz nach dem Krieg zu Recht und zu Unrecht angelastet wurden. 1954 behauptete der *Beobachter* fälschlicherweise, Heinrich Rothmund sei für die Einführung des J-Stempels in den Pässen deutscher Juden verantwortlich gewesen. Der Artikel gehört zu den grössten Verfehlungen der Schweizer Pressegeschichte. Der *Beobachter* gestand den Fehler später ein, doch der Makel blieb haften. In seinem Klassiker «Das Boot ist voll» (1967) bezeichnete Alfred A. Häsler Rothmund als Mann von «kalter Entschlossenheit», ohne jegliche Fähigkeit zur Empathie: «Er sah nur den Auftrag.» Der Historiker Heinz Roschewski machte ihn im Buch «Rothmund und die Juden» (1998) zum Archetyp eines Antisemiten, die Bergier-Kommission knüpfte daran an, als sie ihn «klar als antisemitisch» taxierte.

In der Summe entstand das Bild eines Unmenschen und niederträchtigen Rassisten.

«Inneres Ringen»

Geht man der Geschichte des Fremdenpolizeichefs nach, so will aber einiges nicht so recht zu diesen Schilderungen passen. Nicht nur war Rothmund keineswegs der «Erfinder des J-Stempels», er hatte dem Bundesrat sogar empfohlen, die diesbezügliche Vereinbarung mit Deutschland abzulehnen. Die Schweiz würde riskieren, «die ganze zivilisierte Welt gegen uns zu haben», so seine Meinung. Ab dem Start der Judenvernichtung 1942 in Deutschland setzte sich Rothmund für die Aufnahme von jüdischen Flüchtlingen ein und kämpfte damit zuweilen auch gegen den Bundesrat an, wie die Historikerin Ruth Fivaz-Silbermann in ihrer neuen Dissertation über jüdische Flüchtlinge in der Schweiz aufzeigt. Zudem arbeitete er vor und während des Kriegs eng mit jüdischen Organisationen zu-



«Der Pöbel hetzte gegen ihn»: Fremdenpolizei-Chef Rothmund.

sammen, was von diesen geschätzt wurde. 1943 schrieb Saly Mayer, damals abtretender Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), an Heinrich Rothmund: «Wir haben uns anlässlich meines 60. Geburtstags in Ihrem mir so wohlvertrauten und im Laufe von 10-jähriger Zusammenarbeit so lieb gewordenen Bureau so harmonisch ausgesprochen, dass das Echo dieses Tages in mir nie verklingen wird. [...] Sie haben so oft [...] für unsere so vielgestalteten Wünsche und Projekte grosses Verständnis gezeigt, dass ich in allen Lagen und Fragen meiner vielverzweigten Tätigkeit jederzeit und ohne jede Hemmung zu

Ihnen kommen durfte und dann mit neuem Mut an meine Arbeit zurückkehren durfte.»

Mayers Rolle als SIG-Präsident ist umstritten, zum Teil wird ihm von jüdischen Kreisen wegen seiner engen Zusammenarbeit mit Rothmund und den Behörden Kollaboration und Anpassung vorgeworfen. Doch Rothmund hatte auch andere jüdische Freunde. An seiner Beerdigung hielt der bekannte Psychoanalytiker Ernst Blum die Grabrede. «Einsam stand Heinrich Rothmund auf seinem schweren, verantwortungsvollen Platze im Dienste des Vaterlandes, einsam stand er, als der Pöbel gegen ihn hetzte. [...] [Es gab] jene Stunden,

wo ich ihn in seinem Arbeitszimmer aufsuchte mit Bitten wegen jüdischer Flüchtlinge, die er nie abwies, wo er, der mit Arbeit Überhäufte, alles liegen liess und vor mir lange Stunden Rechenschaft ablegte über sein inneres Ringen zwischen dem mit dem Herzen fühlenden Menschen und dem Diener des Staates, der Aufgaben und Forderungen, die ihm aufgetragen waren, ausführen musste.»

Er amte unter vier Bundesräten

Der Ruf des skrupellosen Antisemiten haftet Rothmund bis heute an, etwa im Film «Akte Grüninger» (2013), in dem sogar die Falschmeldung mit der Erfindung des J-Stempels erneut aktiviert wurde. Als der *Tages-Anzeiger* den Historiker und Flüchtlingsexperten Stefan Keller vor einigen Jahren darauf hinwies, dass die Rolle Rothmunds heute zunehmend differenzierter betrachtet werde, antwortete dieser: «Das ist ein scheinheiliger und schlecht informierter Diskurs. Rothmund soll schöngefärbt werden. Er war ein militanter und mächtiger Antisemit, daran besteht aufgrund aller Akten kein Zweifel.» Ähnlich resolut tönte es vor zwei Wochen an der Universität Genf, als die Historikerin Ruth Fivaz-Silbermann ihre monumentale und wegweisende Dissertation zur Schweiz als Fluchtort für Juden im Zweiten Weltkrieg präsentierte (*Weltwoche* Nr. 22/17). Der Lausanner Geschichtsprofessor Hans Ulrich Jost erachtete die positivere Darstellung Rothmunds als unzulässig: «In Ihrem Versuch, Heinrich Rothmund zu rehabilitieren, sind Sie zu weit gegangen.»

Was ist nun richtig?

Geboren wurde Heinrich Rothmund 1888 in Uster. Er studierte Jura, machte das Doktorat und war Mitglied der Singstudenten, einer heute noch existierenden Zürcher Studentenverbindung. Häsler beschreibt ihn in «Das Boot ist voll» folgendermassen: «Er war ein Mann von ungewöhnlich hoher Statur, breitschultrig, sportlich, eine imponierende Gestalt.» Zu seinem Charakter schreibt er: «Er war zornig und mild, despotisch und charmant, witzig und zynisch, launisch wie eine Primadonna und väterlich jovial.» 1919 wurde Rothmund Chef der Zentralstelle für Fremdenpolizei beim Bund, 1929 beförderte ihn Bundesrat Heinrich Häberlin (FDP)

zum Polizeichef im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement (EJPD). Bereits Häberlin, so geht aus dessen Tagebüchern hervor, störte sich an der harten Haltung Rothmunds gegenüber Ausländern. Vor allem das Thema Einbürgerung war damals aktuell: «Mit Rothmund scharmutziere ich wieder

wegen zurückgewiesener Slawen und Juden, die seit vielen Jahren in der Schweiz sind; er vergisst, dass Vollassimilation auch bei anderen nicht eintritt, bevor sie Schweizer sind.» Rothmund war unter vier Bundesräten Polizeichef: Heinrich Häberlin (1920 bis 1934), Johannes Baumann (1934 bis 1940), Eduard von Steiger (1940 bis 1945) und Markus Feldmann (1947 bis 1957).

1938, nach dem Anschluss Österreichs an Nazideutschland, erreichte die erste grosse Welle jüdischer Flüchtlinge die Schweizer Grenze. Im September 1938 schrieb Rothmund dem Bundesrat folgende Zeilen, die bis heute als Beleg für seine antisemitische und fremdenfeindliche Haltung herangezogen werden: «Wir haben seit dem Bestehen der Fremdenpolizei eine klare Stellung eingehalten. Die Juden galten in Verein mit den andern Ausländern als Überfremdungsfaktor. Es ist uns bis heute gelungen, durch systematische und vorsichtige Arbeit, die Verjudung der Schweiz zu verhindern.»

Rothmund hat nicht assimilierte Juden als Fremdkörper betrachtet, die man von der Schweiz fernhalten sollte. Genauso wie alle anderen Ausländer, die, aus seiner Sicht, in zu grosser Anzahl das «Schweizerische» gefährdeten. Historikerin Ruth Fivaz schreibt in ihrer Dissertation, diese Ideologie sei «paradoxerweise weder von Verachtung noch von Hass» getrieben gewesen. Sie nennt drei Konsequenzen, die Rothmunds Haltung nach sich zog:

— Ein Jude wurde akzeptiert, wenn er assimiliert war. Schweizer Juden mussten auch am Samstag (Sabbat) arbeiten und Militärdienst absolvieren. Sonst galten sie als Überfremdungsfaktor. Junge jüdische Flüchtlinge mussten die ihnen zugewiesene Lehrstelle annehmen.

— Andererseits war für Rothmund klar: Assimilierte Juden müssen verteidigt und geschützt werden. Vor allem bei «Ostjuden» bezweifelte er allerdings, ob eine Assimilation überhaupt möglich sei.

— Die Judenverfolgung der Nazis lehnte Rothmund strikt ab. 1938 schrieb er: «Der Antisemitismus, den sie [die Deutschen] betreiben, ist [...] nicht nur unschweizerisch und unwürdig, sondern gefährlich.»

Zu den Rückweisungen von Juden an der Grenze sagte er noch lange vor dem Krieg: «Wir können dieses Wagnis [Rückweisungen] nicht unternehmen, weil wir uns sonst der Schande teilhaftig machen würden, die über das ganze deutsche Volk kommt.» Kritiker würden nun nicht ganz zu Unrecht einwen-

den: Dafür setzte er alles daran, Flüchtlinge abzuschrecken, damit sie gar nicht in Richtung Schweiz zu kommen versuchten.

Am 13. August 1942 verschickte Heinrich Rothmund ein vertrauliches Schreiben an die kantonalen Polizeidirektoren und Polizeikommandos, das seinem Ruf später ähnlich stark zusetzte wie die (falsche) Affäre um den J-Stempel. Darin erklärte er, die Schweiz habe in letzter Zeit «aus Gründen der Menschlichkeit sowie aus aussen- und innenpolitischen Erwägungen» kaum mehr Flüchtlinge abgewiesen. Da die Zahl nun rasant im Steigen begriffen sei, müsse

die Praxis verschärft werden: «Flüchtlinge nur aus Rassegründen, z. B. Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge.» Ein verhängnisvoller Satz. Damit war Rothmund vom Grundsatz abgekommen, Juden gleich zu behandeln wie andere Verfolgte. Bundesrat von Steiger, der gerade in den Ferien war, schob nach dem Krieg sämtliche Verantwortung auf Rothmund ab. Der Brief hängt dem Verfasser und der ganzen Schweizer Flüchtlingspolitik bis heute an, obschon die Grenzsperrung nach wenigen Tagen aufgrund von starken Protesten aus der Bevölkerung wieder gelockert wurde. In den folgenden Tagen und Wochen kamen so viele Flüchtlinge in die Schweiz wie nie zuvor während des Kriegs. Am 31. August 1942 gaben Rothmund und das EJPD sogar die Weisung an das Genfer Militär aus, keine jüdischen Flüchtlinge mehr an der Westgrenze zurückzuweisen.

Offenes Ohr für Hilfsorganisationen

Ruth Fivaz-Silbermann glaubt, bei Rothmund habe in jener Zeit ein Umdenken stattgefunden. Bei Grenzbesuchen hatte er das Ausmass des Flüchtlingsdramas mit eigenen Augen gesehen. «Wahrscheinlich war sich Rothmund 1942 als Einziger in Bern völlig bewusst, welche Gefahr den Juden drohte», sagt Fivaz. Vom 12. Oktober bis zum 6. November 1942 war Rothmund auf offiziellem Besuch in Berlin. SS-Offiziere führten ihn durch das KZ Oranienburg. Sein Fazit: «Das System des Nationalsozialismus ist nicht anpassungs- oder wandlungsfähig. Es ist total und wird total bis zum schrecklichen Ende durchgeführt werden, wenn es nicht vorher in sich selber zusammenfällt.»

Jedes Gesuch eines jüdischen Flüchtlings, das fortan auf seinem Tisch landete, beurteilte Rothmund positiv. Der Polizeichef hatte auch ein offenes Ohr für Hilfsorganisationen, die Kinder in die Schweiz holen wollten. Ende 1943 ermöglichte er zum Beispiel 1500 jüdischen Kindern die Einreise in die Schweiz. Doch insgesamt blieb die Politik inkohärent. Rothmund stützte nach aussen die bundesrätliche Politik, nach der die Grenzen offiziell

Ende 1943 ermöglichte er 1500 Kindern die Einreise in die Schweiz.



Historikerin Fivaz.

«Wahrscheinlich war er sich als Einziger bewusst, welche Gefahr den Juden drohte.»

geschlossen blieben, wehrte sich aber vehement dagegen, dass gefährdete Menschen zurückgewiesen wurden, die es bis zur Schweiz geschafft hatten. Die Aufnahmezahlen stiegen. Trotzdem gab es noch immer Rückweisungen; viele Grenzwachposten führten ein Eigenleben und hielten sich nur selektiv an die Anweisungen des Bundes.

Neubeurteilung

Nach dem Krieg äusserte sich Rothmund nicht mehr zur Flüchtlingspolitik. Weder hörte man von ihm ein Wort des Bedauerns, noch verteidigte er sich. Auch nach den J-Stempel-Anschuldigungen des *Beobachters* setzte er sich nur zaghaft zur Wehr. An seiner Grabrede lobpreiste Ernst Blum den verstorbenen Polizeichef: «Wo er konnte, folgte er der Stimme des Mitgeföhls, und wo er nicht durfte, trug er still und mutig die böse Anklage. Wer kannte es, dieses innere Ringen? Wer kannte diesen menschlichen Menschen Rothmund? Nur seine wenigen Freunde und Getreuen.» Diese Darstellung ist wahrscheinlich etwas übertrieben. Mindestens genauso falsch ist aber die bisherige Verteufelung, die Zuschreibung eines «skrupellosen Antisemitismus». Die Wahrheit liegt wohl – wie so oft – irgendwo dazwischen.

Neben Ruth Fivaz hat sich bis zu ihrem Tod 2013 auch die Ärztin und Saly-Mayer-Biografin Hanna Zweig-Strauss für eine Neubeurteilung des umstrittenen Polizeichefs eingesetzt. Zweig starb allerdings vor der Fertigstellung ihres Rothmund-Buchs. Beide, Fivaz und Zweig, sind Nachkommen von Emigranten, die unter Heinrich Rothmund in der Schweiz Schutz gefunden und überlebt haben. ○

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Miklósvar

Boris Kálnoky, Osteuropa-Korrespondent

Transsilvanien bedeutet «Jenseits der Wälder». Dort, in einem von Ungarn bevölkerten Winkel Rumäniens, liegt das malerische Dorf Miklósvar, als wäre die Zeit stehengeblieben. Im Kommunismus sah es so aus wie viele andere: ein verfallenes Landschloss, verfallene Bauernhäuser. Heute erstrahlt das Schloss in altem Glanz, die schönsten Bauernhäuser wurden stilecht renoviert und werden von der historisch von dort stammenden Kálnoky-Familie als Gästehäuser betrieben. Auch Prinz Charles schaut einmal im Jahr vorbei. Zu Fuss, mit der Kutsche oder auf Pferderücken kann man Bären, Adler und überhaupt die Natur beobachten.



Gelber Filz

Die CVP trägt mit Postpräsident Urs Swaller die Verantwortung für den Abbau der Poststellen, bekämpft diesen aber im Parlament. Die Polit-Verflechtungen schwächen den gelben Riesen. Von Hubert Mooser

Wenn Bundesrätin Doris Leuthard über den gelben Riesen debattiert, gerät sie zuweilen ins Schwärmen. Die Post habe gerade vor vierzehn Tagen in einem internationalen Vergleich den ersten Platz als modernste und beste Post in ganz Europa belegt, verkündete sie vergangene Woche im Parlament. «Wir haben das dichteste Netz an Zugangspunkten, das beste Preis-Leistungs-Verhältnis und die höchste Qualität.» Will heissen: Die Schweizerische Post sei *number one!* Dass Leuthard die Post geradezu glorifiziert, ist nicht bloss pure Höflichkeit. Das staatliche Postunternehmen gehört zum Hoheitsgebiet der Chefin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek).

Lange war die Post eine Spielwiese der Sozialdemokraten. Der frühere Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung, der Berner Sozialdemokrat Ulrich Gygi, amtierte als Verwaltungsratspräsident. Aber unter Postministerin Leuthard ist das CVP-Netzwerk beim gelben Riesen dichter geworden. Die Post und ihre Aufsichtsgremien sind während der Amtszeit von Doris Leuthard fast schon ein Ableger für ausgemusterte Parteigrössen und Höflinge der CVP geworden. Kein Wunder, spöttelten Parlamentarier nach der Postdebatte, nicht nur der postalische Service sei *number one*, sondern auch der CVP-Filz bei der Post.

Bizarres Doppelspiel

Das fängt ganz oben an. Als Nachfolger für Peter Hasler ist im April 2016 der frühere langjährige CVP-Ständerat und Fraktionschef Urs Swaller zum Präsidenten des Post-Verwaltungsrats berufen worden. Die Wirtschaftszeitschrift *Bilanz* sprach von «einem Geschenk» der Uvek-Chefin an einen treuen Weggefährten. Mit Swaller versteht sich Leuthard glänzend. Und der Freiburger fuhr dort weiter, wo sein Vorgänger aufgehört hatte: bei der Straffung des Poststellennetzes. Im letzten Herbst kündigte der Konzern an, man wolle bis 2020 rund 600 Poststellen schliessen. Im Gegenzug soll der Anteil an sogenannten Postagenturen in Apotheken und Hotels ausgebaut werden.

Diese Suppe wollen die CVP-Vertreter im Parlament jetzt aber nicht auslöffeln, obwohl sie von einem prominenten Vertreter aus den eigenen Reihen angerichtet worden ist und Postministerin Leuthard offenbar ganz gut schmeckt. Mit anderen Worten: Die Partei

macht im Parlament Front gegen den Abbau – weil Agenturen bei weitem nicht den umfassenden Service einer traditionellen Poststelle anbieten. Der Bündner CVP-Nationalrat Martin Candinas ist überzeugt von der Idee, dass seine Partei die treibende Kraft sei gegen einen Abbau des postalischen Service public.

Candinas war bezeichnenderweise auch der Sprecher der vorberatenden Kommission, als das Postgesetz mit dem Poststellennetz als *Pièce de Résistance* letzte Woche im Nationalrat beraten wurde. Er verteidigte eine von der Kommissionsmehrheit verlangte Gesetzesänderung, gemäss der die Post auch in den Agenturen einen umfassenden Service aufrechterhalten soll. Die Vizepräsidentin der CVP-Fraktion, Nationalrätin Viola Amherd, gab zu Protokoll: «Die Strategie betreffend Zugangspunkte, die sich in letzter Zeit mit vielen Poststellenschliessungen akzentuiert, bereitet uns Sorgen.»

Auch der Vorgänger von Postpräsident Urs Swaller, der Waadtländer Claude Béglé,

Im Herbst kündigte der Konzern an, man wolle bis 2020 rund 600 Poststellen schliessen.

inzwischen CVP-Nationalrat, mischte sich in die Debatte ein. Er gab Tipps, wie man die Rendite von defizitären und von der Schliessung bedrohten Poststellen mit zusätzlichen Dienstleistungen verbessern könne. Was der Waadtländer inzwischen vergessen hat: Als er 2009 Postpräsident war, verordnete er der Post auch schon einen Abbau beim Poststellennetz. Von 114 überprüften Poststellen wurden damals nur 30 weitergeführt. 49 Standorte wandelte die Post in Agenturen um. Der Rest wurde ersatzlos gestrichen.

Tunlichst vermeidet die CVP jedoch direkte Kritik am Postpräsidenten und Parteikollegen Swaller. Im Gegenteil: «Ohne Urs Swaller wäre der wirtschaftsliberale Kurs der Post noch viel extremer», behauptet Candinas. Die Post habe in letzter Zeit bereits einige Korrekturen bei ihrer Strategie beschlossen und kommuniziert. Swaller wiederum gibt zu bedenken, er handle heute als Verwaltungsratspräsident und nicht mehr als Fraktionspräsident. «Dass wir nicht nur Applaus ernten, war von Anfang an klar. Wir haben im Oktober 2016 unsere Netzstrategie 2020 offen und transparent aufgezeigt und sind mit der Öffentlichkeit und der



Gleich lange Spiesse?



CVP-Bundsrätin Leuthard.



Postpräsident Schwaller.



Ex-Regierungsrat Hollenstein.

Politik in einen intensiven Dialog getreten», so Schwaller.

Aufsicht in CVP-Hand

Die CVP-Bundeshausfraktion auf der einen Seite, der frühere Fraktionschef als Postpräsident auf der anderen Seite, Bundesrätin Post-

ministerin als Verbindungsglied dazwischen. Sie vollzieht mühelos den Spagat zwischen den Abbauplänen der Post und den Forderungen ihrer eigenen Gefolgsleute im Parlament. Die Abbaupläne verteidigt sie mit Verve. Aus ihrer Sicht handelt es sich nämlich nicht um einen Abbau, sondern faktisch um einen Aus-

bau des Poststellennetzes. Leuthard verweist im Übrigen auf eine «kleine» Revision des Postgesetzes, bei der man gewisse vom Parlament aufgeworfene Fragen berücksichtigen werde. Und wenn eine Gemeinde das Gefühl habe, die Poststelle werde ohne Berechtigung geschlossen, könne diese sich an die Aufsichtsbehörde wenden, an die Postcom. «Es gab aber ganz wenige Fälle, bei denen die Postcom gesagt hat, dass die Analyse anders sei als das, was die Post gemacht hat», warnte Leuthard.

Die Postkommission (Postcom) beaufsichtigt den schweizerischen Postmarkt, wacht darüber, dass die Grundversorgung in hoher Qualität erfolgt. Wer steht an der Spitze dieser Aufsichtsinstanz? Der abgewählte Zürcher CVP-Regierungsrat Hans Hollenstein. Er fand hier 2011 mit Support von Postministerin Leuthard eine neue Aufgabe. Hollenstein soll sich für einen fairen Wettbewerb engagieren, aber zwischendurch kommen ihm die eigenen Parteileute in die Quere. Die Walliser CVP-Nationalrätin Viola Amherd will zum Beispiel den anderen Mitbewerbern im Postmarkt gleich lange Spiesse verwehren. «Alternative Anbieter, welche nicht verpflichtet sind, die Grundversorgung zu gewährleisten, bekämen damit die Gelegenheit, im Sinne einer Rosinenpickerei die Post zu konkurrenzieren und deren Einnahmen zu reduzieren», fürchtet Amherd.

Wo die Post über ein Monopol verfügt, bei den Inlandbriefen unter fünfzig Gramm, hat Preisüberwacher Stefan Meierhans eine Aufsichtsfunktion. Meierhans ist Vorstandsmitglied der CVP Stadt Bern. Auch er verdankt seinen Job Doris Leuthard, die ihn 2008, damals war sie noch Wirtschaftsministerin, als Nachfolger von Rudolf Strahm (SP) vorschlug. Als Preisüberwacher hat er dafür gesorgt, dass die Preise für A- und B-Post-Briefe im Inland, die zuletzt im Jahr 2004 erhöht wurden, wie auch die Preise für Inlandpakete unverändert bleiben. Dafür spart die Post jetzt Kosten an anderer Stelle, zum Beispiel beim Poststellennetz. Meierhans ist mit CVP-Generalsekretärin Béatrice Wertli verheiratet. Es ist fast wie die Doppelmühle beim Mühlespiel: Egal, welchen Stein die CVP bewegt, am Ende gewinnt sie immer – wenigstens bei der Post. ○

**WANDERN IN ALPINER NATUR
IN SAMNAUN**

ab **CHF 115.-** pro Person/Nacht
im Doppelzimmer mit Frühstück vom 09.06. bis 22.10.17

ZEGG.CH
Hotels & Stores



CHASA MONTANA
HOTEL & SPA
CHASA MONTANA HOTEL & SPA
ZEGG HOTELS AG
Dorfstrasse 30, CH-7563 Samnaun
Tel: +41 (0)81 861 90 00
info@hotelchasamontana.ch
www.hotelchasamontana.ch

2017
BEAUS & CHATELAIN
TRAVELER



Beneidenswert unbefangen: Brigitte Bardot teilethüllt an der Côte d'Azur, 1975.

53 Jahre «oben ohne» – die Bilanz

Am 30. Juni 1964 wurde in Chicago erstmals Oben-Ohne-Bademode präsentiert. Die Rebellion der Frauen gegen zwickende Büstenhalter und gesetzlich verordnete Bikini-Oberteile erreichte auch hiesige Bäder. Was brachte die freizügige Kultur? Den Frauen? Den Männern? *Von Beatrice Schlag*

Es mutete an wie ein verspäteter Aprilscherz. «Wir senken die moralischen Prinzipien, was den oberen Teil des Körpers betrifft», sagte am 4. April dieses Jahres der Präsident der Genfer Regierung, François Longchamp (FDP), vor den Medien. Der bemerkenswerte Satz bedeutete, dass Genferinnen künftig mit barem Busen in Rhone und Genfersee planschen dürfen. In den Schwimmbädern des Kantons muss der obere Teil nach wie vor bedeckt gehalten werden. Ähnliches gilt für zahlreiche Schwimmbäder in der Schweiz, während in Flüssen und Seen oben ohne geschwommen werden darf, sofern niemand an dem entblößten Busen Anstoss nimmt und Anzeige erstattet.

Trotz der seit einem halben Jahrhundert anhaltenden Proteste gegen den Vermummungszwang des weiblichen Busens ist Selbstbestimmung noch immer nicht angesagt. Während das sekundäre Geschlechtsteil des Mannes – sein Barthaar – seit Jahrtausenden ungehemmt spriessen darf, ist das mit den sekundären weiblichen Geschlechtsteilen ziemlich häufig ein Kreuz, solange die Frau jung ist. Das männliche Auge saugt sich an ihnen schneller fest, als sein Gehirn denken kann, ob die Brüste entblößt sind oder nicht. Gestarrt wird gelegentlich heute noch, aber längst nicht mehr so wie in den sechziger Jahren. Die Frauen begannen sachte, dann zusehends hörbarer aufzubegehren. Jeder spürte, dass im Westen etwas in

der Luft lag, was nach Veränderung und sexueller Befreiung roch.

Der Flop des Monokini

1964 entzückte und verstörte der aus Österreich eingewanderte Rudi Gernreich, damals bereits der bekannteste Modedesigner der USA, die Welt mit dem inzwischen legendären Monokini, einem bis zur Taille reichen Höschen mit zwei auf Bauchnabelhöhe befestigten langen Bändern, die zwischen den Brüsten hochgezogen und im Nacken verknotet wurden. Der Monokini wurde auf keinem Laufsteg gezeigt, die Skizzen reichten für den Skandal völlig aus. Gernreich hatte ihn nicht gesucht.

Als Europäer wusste er, dass es schon damals in Europa Badehotels gab, wo Frauen oben ohne am Pool liegen konnten. Seit Jahren hatte der frauenfreundliche Homosexuelle seine kurzhaarigen Models ohne BH auftreten lassen und Mode gemacht, die Frauen mehr Bewegungsfreiheit erlaubte und ihre Körper nicht versteckte: durchsichtige Blusen, Unisex-Kleidung. Der Monokini war nicht für den Strand gedacht, sondern für den privaten Pool. Nur 3000 Stück gingen über den Ladentisch, aber die Idee blieb in den Köpfen kleben.

Pionierin Brigitte Bardot

Zum Durchbruch verhalfen dem öffentlich freigelegten Busen ein Star und eine Zeitungsmeldung. Der Star war Brigitte Bardot, die 1968 am Strand von Saint-Tropez mit nichts als einem knappen Unterteil und einer Zigarette auf ihrem Handtuch in der Sonne lag. Die Zeitungsmeldung war der Bericht über eine feministische Protestdemo gegen die Miss-Wahlen in Atlantic City, bei der angeblich Büstenhalter verbrannt wurden. Es brannte kein einziger BH. Die etwa 400 Frauen störten die Veranstaltung mit Rufen wie «Frauen sind kein Fleisch!».

Ausserdem stopften sie Dinge, die sie als «Instrumente weiblicher Folter» betrachteten, in einen riesigen Abfalleimer: Make-up, Büstenhalter, Stöckelschuhe, falsche Wimpern und Pornomagazine. Eine Reporterin fühlte sich an Anti-Vietnam-Proteste erinnert, bei denen junge Männer ihre Einberufungsbefehle verbrannt hatten. Die Frauendemo ging als BH-Verbrennung durch die Medien.

Erst bei Nachahmerdemos in den USA und Europa ging tatsächlich Unterwäsche in Flammen auf. In Hamburg knöpften in einem Gerichtssaal neun Studentinnen ihre Blusen gegen «obrigkeitsstaatliches Denken» auf. Die meisten jungen Frauen allerdings begnügten sich damit, einfach keine BH mehr zu tragen.

Das Dessous war zum Symbol patriarchalischer Unterdrückung und gesellschaftlicher Zwänge geworden.

Mich verwirrte das damals ausserordentlich. Ich war knapp zwanzig und kriegte Brigitte Bardot, Make-up als weibliche Folter und offene Blusen gegen obrigkeitsstaatliches Denken nicht unter einen Hut. Klar, Brigitte Bardot oben ohne an der Sonne war beneidenswert

unbefangen. Aber was am BH war patriarchalisch? In meiner linksfeministischen Wohngemeinschaft nahm bei einer Einladung eine sehr grossbusige Genossin ihre unter dem T-Shirt befreite wabernden Brüste in die Hände und sagte: «Das, Genossinnen, sind nur zwei Fleischstücke. Sie bedeuten nicht mehr als Waden oder Oberarme. Hören wir endlich auf, sie einzusperren und die Männer aufzueilen.» Ich war nicht die Einzige, die sie fassungslos anblickte. Brüste sind keine Waden. Der damals verboten unfeministische Verdacht, dass junge, feste Brüste ohne BH unter Blusen oder T-Shirts unverschämte sexy aussehen und Genossinnen beim Flirten durchaus zupasskommen, liess mich nie los. Es war ja nicht so, dass Feministinnen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht gerne attraktiv waren. Man durfte es nur nicht sagen. Aber die wenigsten, die ich kannte, entsorgten ihre Schminksachen. Sie wollten mehr Gleichberechtigung, nicht weniger Komplimente.

Ein Jahrzehnt später erlaubten in der Schweiz viele Schwimmbäder den Besucherinnen, ihre Oberteile abzulegen. Das Angebot wurde genutzt. Nicht nur auf dem Handtuch für die Sonnenbräune ohne Weissflächen am Oberkörper. Frau ging auch barbusig zum Kiosk oder ins

Restaurant, wenn eins da war, anscheinend so unbefangen wie am FKK-Strand. Aber eine Frau mit wippendem Busen am Tisch ist nicht wie eine Frau mit Bikini-Oberteil. Man schaut hin, Männer und Frauen. Die wippenden Frauen wussten das. Es hatte mit der Lust an Beachtung mehr zu tun als mit Feminismus.

Der Oben-ohne-Boom dauerte fast vierzig Jahre. Dann kam den Frauen die Freude am Ablegen immer mehr abhanden. In der Badi Utoquai in Zürich, wo Frauen ohne Oberteil baden dürfen, gibt es drei Abteilungen: für Männer links, gemischt in der Mitte und rechts für Frauen. Die Frauen rechts ohne Oberteil sind heute mehrheitlich um die sechzig. Die anderen tragen Badeanzug, den sie manchmal zum Sonnenbaden auf die Hüfte rollen, oder Bikini, dessen Oberteil sie ablegen. Im gemischten mittleren Teil sind die Frauen jünger und nackte Busen so gut wie verschwunden. Am Kiosk zeigen sich nur noch selten Frauen oben ohne. Und wenn, denkt man: Damit machen sie sich keinen Gefallen. Nicht, weil ihr Busen nicht ansehnlich wäre. Sondern weil sie einem merkwürdig altmodisch vorkommen. Aus anderen Schweizer Schwimmbädern wird dasselbe be-

richtet: Oben ohne ist vorbei. Wie Plateaustiefel und Hot Pants.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Cartagena de Indias

Daniel Jositsch, Zürcher SP-Ständerat

Wer an Kolumbien denkt, denkt an Drogenhandel, Gewalt und Guerilla. Als schweizerisch-kolumbianischer Doppelbürger liegt mir am Herzen, dass Kolumbien differenzierter gesehen wird. Landschaftlich bietet das Land eigentlich alles, von der gebirgigen Andenlandschaft bis zur Karibikküste. Dort liegt Cartagena de Indias, mit einem touristischen Teil in Bocagrande, den es zu meiden gilt, und einer wunderbaren karibischen Altstadt, in der man bei jedem Schritt die Romane von Gabriel García Márquez, der hier gelebt hat, spüren kann. Mein Tipp: Setzen Sie sich in einen Park und lesen Sie «Cien años de soledad» (Hundert Jahre Einsamkeit)!



Zwei Bänder – ein Skandal.

«Hören wir endlich auf, sie einzusperren und die Männer aufzueilen.»

«Geld im Überfluss»

Der Harvard-Ökonom Clayton M. Christensen sieht im heute gebräuchlichen Investitionsverhalten der Firmen eine Gefahr für den Wohlstand. Sie investieren zu wenig in grundlegende Neuerungen.

Von Beat Gygi

Der Begriff «disruptiv» ist heute allgegenwärtig, um eine schlagartige Umwälzung von Branchen und Unternehmen durch Digitalisierung oder Automatisierung zu umschreiben, aber das bahnbrechende Buch dazu erschien bereits 1997. Im legendären Werk «The Innovator's Dilemma: When New Technologies Cause Great Firms to Fail» hat Clayton M. Christensen vor zwanzig Jahren dargelegt, dass sich Manager meist auf einer Art Gratwanderung befinden. Entweder können sie versuchen, ihre Firmen auf ihrem Gebiet immer besser zu machen, oder aber danach streben, mit etwas ganz Neuem eine neue Nachfrage, einen neuen Markt zu schaffen.

Gute Firmen laufen das Risiko, vor lauter Perfektionierung plötzlich Wachstumsmöglichkeiten zu verpassen und in die Defensive zu geraten. Christensen, seit den neunziger Jahren an der Harvard Business School tätig, hat etliche Bücher und zahlreiche Artikel zum Thema der aufwühlenden Innovation veröffentlicht. Was er kürzlich am Swiss Economic Forum (SEF) in Interlaken dazu vortragen hat, passte gut zum diesjährigen SEF-Motto «Live the wild» – wobei der auch in Kirchenarbeit engagierte 65-jährige Zweimeter-Mann und frühere Basketball-Sportler selber freundlich und zurückhaltend auftritt.

Professor Christensen, an den zwei Tagen am SEF kommen über 1300 Leute zusammen, die alle an Innovationen interessiert sind, ihre Unternehmen hängen ja davon ab. Sind Innovatoren ganz bestimmte Typen von Menschen, oder ist da alles möglich?

Da gibt es eine enorme Vielfalt, aber eine Gemeinsamkeit haben sie: Praktisch alle kämpfen mit Problemen oder Situationen, für die sie noch keine Lösung gefunden haben. Was den guten Innovator ausmacht, ist der Umstand, dass er nicht vor dem Problem davonläuft, sondern sich instinktiv sagt: «Das kann ich lösen.»

Dann hat man in einer Wirtschaft umso weniger Innovatoren, je besser sie läuft?

Ja. Und in Unternehmen ist es ähnlich. Je erfolgreicher Unternehmen sind, desto besser sind sie im Lösen bekannter Probleme. Aber neue Probleme gehen sie nicht an. Und es kommt hinzu, dass grosse Unternehmen oft Schwierigkeiten haben, kleine Probleme zu erkennen. Wenn jemand mit einer Produktidee zum Chef



«Die mittleren Manager bestimmen die Innovationen»: Ökonom Christensen.

eines Grosskonzerns kommt und sagt, seine Entdeckung bringe sicher ein paar Millionen Umsatz, dann werden die Leute an der Spitze nicht gross darauf reagieren, weil das für den ganzen Konzern wenig ausmacht. Je grösser ein Unternehmen wird, desto schwieriger wird es, kleine Probleme zu entdecken. Das ist brisant, denn alle grossen Probleme haben als kleine begonnen.

Lernen die Manager denn nicht, besser hinzuschauen?

Alle versuchen es. Nehmen wir an, ein Ingenieur, ein Verkäufer und ein Kunde kommen zusammen auf eine neue Idee. Diese melden sie dann nach oben an das mittlere Management. Da treffen auch viele andere Anregungen ein, und nicht alle können an die Spitze weitergeleitet werden. Auf mittlerer Ebene wird deshalb sortiert, welche Ideen weiterkommen und welche nicht. Es sind also

nicht primär die Spitzenmanager und auch nicht die Basis, die die Innovationen bestimmen, sondern die mittleren Manager.

Wie findet man für diese Ebene gute Leute? Durch gute Bezahlung?

Finanzielle Anreize bringen wenig, denn die Mitarbeiter wollen vor allem eines: Erfolg haben. Dafür muss das Unternehmen die Bedingungen schaffen.

In Europa und in den USA ist das Produktivitätswachstum seit langem sehr gering. Sind die Unternehmen einfach zu wenig fit, oder gibt es zu wenig Innovation?

Wir haben tatsächlich viele Wachstumsmöglichkeiten verpasst, weil in Unternehmen Investitionsentscheide oft falsch laufen. Wie gesagt spielen beim Zuteilen der Gelder für Forschung und Entwicklung oder neue Projekte in Unternehmen nicht die Konzernspitze und nicht die Leute an der Basis die

wichtigste Rolle, sondern das mittlere Management. Die zentrale Frage ist also, nach welchen Mechanismen auf dieser Ebene die Mittel zugeteilt werden, und die Antwort lautet: Es dominiert die Finanztheorie. Eine sehr gebräuchliche Kennzahl zur Beurteilung eines Projekts ist die interne Verzinsung des eingesetzten Kapitals, die Internal Rate of Return (IRR) die angibt, welcher Ertrag aus einer bestimmten Investitionssumme pro Jahr zurückfliesst.

Das tönt doch vernünftig. Man investiert dort, wo es am meisten bringt.

Es läuft letztlich anders. An Universitäten und in Kursen wird gelehrt, dass Projekte mit einer hohen internen Verzinsung den Vorhaben mit niedrigen IRR vorzuziehen seien. Wann ist diese Rate hoch? Wenn man sich aufs Reduzieren der Kosten konzentriert, an allen möglichen Stellen das Letzte herauspresst und die Effizienz stei-

«Je grösser ein Unternehmen wird, desto schwieriger wird es, kleine Probleme zu entdecken.»

gert, dann zahlt sich das nach kurzer Zeit schon sehr gut aus. Investiert man das Geld dagegen in Vorhaben, die auf disruptive Innovation abzielen, dauert es meist länger, bis die Erträge zurückfliessen, deren IRR ist kurzfristig also geringer. Ein Manager ist somit beim Entscheid über den Einsatz des Geldes in der Firma aus kurzfristiger finanzieller Sicht geradezu gezwungen, sich auf Effizienzsteigerungen zu konzentrieren.

Um in der Wirtschaft wirklich Wachstum zu erzeugen, wären aber mehr disruptive Innovationen nötig?

Ja, und das Fatale ist, dass Effizienzsteigerungen immer und immer wieder gewinnen gegen grundlegende Innovationen. Der Cashflow wächst laufend, die Firmen häufen Geld an, bis man so viel Kapital hat, dass man nicht mehr weiss, was man damit anfangen soll. Ideen für Innovationen wären da, aber das Geld fliesst wegen der Dominanz der Finanzkriterien anderswohin.

Die Wirtschaft hat also Geld im Überfluss und macht zu wenig damit?

Ja, es ist ein gewaltiges Problem. Die Kapitalkosten sind nahe bei null und man investiert zu wenig in wirkliches Wachstum.

Sind entwickelte, reiche Länder vielleicht der falsche Platz, um disruptive Innovationen zu lancieren?

So kann man es nicht sagen. Es gibt überall Situationen, in denen die Menschen etwas brauchen oder gern nutzen würden, aber noch niemand hat ein entsprechendes Produkt oder einen entsprechenden Prozess

erfunden. An vielen Stellen schlummert sozusagen eine unbefriedigte Nachfrage. Da haben disruptive Innovationen grosse Chancen. Ein typisches Gebiet mit enormen Gelegenheiten für das Wecken einer Nachfrage und damit für rasches Konsumwachstum ist praktisch auf der ganzen Welt die höhere Ausbildung oder Weiterbildung.

Für wen?

In Nordamerika leben heute ungefähr achtzig Millionen Menschen, die sich beruflich nicht verbessern können, weil ihnen die Möglichkeiten dazu fehlen. Typischerweise im Alter von etwa 35 Jahren, mit drei Kindern und mit zu wenig Geld, um gut wohnen zu können, kommen sie einfach nicht voran, ihnen fehlt das Rüstzeug. Um eine bessere Stelle zu finden, sollten sie in Weiterbildung investieren, aber am Abend nach harter Arbeit noch an eine Schule oder Uni zu gehen und Kurse zu nehmen, ist zu belastend. Die meisten Leute kommen nicht aus diesem Teufelskreis heraus.

Wie sieht die Lösung aus?

Sie erhalten die Möglichkeit, sich an einer *corporate university* einzuschreiben, können also in der Firma Weiterbildung machen. Das hat eine grosse Nachfrage ausgelöst, viele holen nun nach, was sie früher an Ausbildung verpasst haben. Die Leute sind dann lernbegierig, wenn sie bereit sind, zu lernen, nicht dann, wenn wir finden, wir müssten ihnen Unterricht erteilen. Bei aufgezwungenem Unterricht geht das meiste zum einen Ohr rein und zum anderen raus. Wir haben hier eine disruptive Innovation, die sich nun rasant ausbreitet, vielen viel bringt und nicht einmal neue Schulgebäude kostet.

Und die normalen Schulen, sind die in Ordnung?

Für die Schulen in den USA sind wir auf ähnliche Befunde gekommen. Mit riesigem Auf-

wand hat man lange untersucht, wie die Schulen zu verbessern wären. Milliarden von Dollars wurden investiert, Jahr für Jahr hat man Geld reingesteckt, aber es änderte sich kaum etwas. Bei näherem Hinsehen haben wir dann realisiert: Es geht nicht um die Schule im engen Sinn, sondern um das, was die Schule den Jugendlichen bringen sollte. Und aus dieser Sicht ist der Job der Schule: den Schülern und Studenten ein Erfolgsgefühl geben. Wenn man das begriffen hat, kann man den Aufbau von Schulen und Lehrgängen darauf ausrichten. Wenn sich Schüler täglich erfolgreich fühlen, kommen sie zufrieden nach Hause, lernen lieber und gehen am nächsten Tag wieder hin.

Sie weisen auf die Schwachstellen grosser Unternehmen hin, aber einiges müssen diese richtig machen, etliche Riesen stellen doch viele andere Firmen in den Schatten.

Meine Beobachtung ist ähnlich, und ansatzweise hängt das sogar mit meiner Forschung zusammen. So wie es aussieht, hatte meine Arbeit Einfluss auf die Entwicklung vieler Unternehmen, etwa auf Amazon. Mein erstes Buch, «The Innovator's Dilemma» von 1997, sprach Amazon-Gründer Jeff Bezos offenbar so stark an, dass er es sozusagen zur Pflichtlektüre für seine Manager erklärte. Und in der Biografie von Apple-Gründer Steve Jobs steht, wie nützlich Jobs das Buch gefunden und dass er es immer wieder gelesen habe. Ähnliches gilt für die Spitze von Google. Und mit Blick auf Microsoft hätte ich vor zwanzig Jahren den Abstieg erwartet, aber offenbar waren meine Ideen dann nicht unwichtig für eine Kursänderung. Ich glaube, dass die Idee der disruptiven Innovation in etlichen Unternehmen und Branchen zum Erfolg von Geschäftsmodellen beigetragen hat. ○



«Ich möchte nie aufhören, Fragen zu stellen.»

Patrick Frost
Group CEO
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



Der lange Schatten des Generals

Übermächtig ragt die Figur Charles de Gaulle aus der modernen Geschichte Frankreichs heraus. Der neue Präsident, Emmanuel Macron, wandelt in den Spuren des Generals. Hat er das Zeug zum Retter der Nation und Heilsbringer Europas? *Von Jonathan Fenby*



Meister der politischen Inszenierung: Charles de Gaulle vor dem Triumphbogen in Paris, August 1944.

Eine Republik, die die Orientierung verloren hat. Wachsende Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Schwindendes Vertrauen in die staatlichen Institutionen. Ein diskreditiertes politisches Establishment. Die Kampfansage von rechts aussen. Extremistische Gewaltakte. Privilegierte, die vehement ihre Interessen verteidigen – und eine Wirtschaft, die mit dem rechtsrheinischen Partner und Rivalen nicht mehr konkurrieren kann.

So lauten Zustandsbeschreibungen für das Frankreich von 2017. Sie trafen aber auch vor sechzig Jahren zu, als die Vierte Republik am Ende war. Damals fand Frankreich zum zweiten Mal in Charles de Gaulle seinen Retter. Heute, nach der Wahl von Emmanuel Macron, stellt sich die Frage, ob er das Zeug zum *homme providentiel* [Erlöser, Retter, Heilsbringer] der Fünften Republik hat und das quasimonarchische Präsidentenamt in einer Weise wird ausfüllen können, wie das den Nachfolgern de Gaulles immer weniger gelungen ist.

Auf den ersten Blick mag diese Parallele abwegig erscheinen. De Gaulle konnte als ehemaliger Oberbefehlshaber der Freien Französischen Streitkräfte ein gewichtiges historisches Vermächtnis für sich beanspruchen, und seine Partei, das *Rassemblement du peuple français*, war in den späten 1940ern die stärkste politische Kraft in Frankreich. Macron dagegen hat wenig Regierungserfahrung und tritt mit seiner Partei zum ersten Mal bei Parlamentswahlen an. Der neue Präsident ist 39 Jahre alt, de Gaulle war knapp siebzig, als er 1958 aus seinem selbstgewählten inneren Exil in Colombey-les-Deux-Églises zurückkehrte. Mit dem Militärputsch im Mai jenes Jahres in Algerien und den zu allem entschlossenen Fallschirmjägern war ein Bürgerkrieg in greifbare Nähe gerückt. Eine solche Bedrohung muss Frankreich heute nicht mehr fürchten, aber es lebt seit mehr als zwei Jahren mit der Gefahr terroristischer Anschläge.

Risiken auf dem Weg nach oben

Dennoch weisen die Umstände, unter denen Macron und seinerzeit de Gaulle das Präsidentenamt übernommen haben, gewisse Ähnlichkeiten auf. Der Front national ist der natürliche Erbe der Poujadisten der 1950er, und die islamistischen Terroristen sind die Nachfolger der Ultras, die in Algerien und im Mutterland Bombenanschläge verübten.

Hinzu kommen gemeinsame Wesenszüge der beiden äusserlich so unterschiedlichen Männer – der eine von überragender Statur und befehlsgewohnt, der andere kleiner, zu packend und nüchtern.

De Gaulle wurde schon sehr früh von Weggefährten Sendungsbewusstsein bescheinigt. Auch Macron beeindruckt durch Selbstbewusstsein und Zielstrebigkeit. De Gaulle beherrschte die Szene, wo immer er war. Macrons Siegesreden am 6. Mai und bei der

Amtseinführung acht Tage später zeigten auch ihn als Meister der politischen Inszenierung – einschliesslich seiner Verbeugung vor der Armee, als er in einem offenen Militärfahrzeug die Champs-Élysées entlangfuhr und am Arc de Triomphe mit Veteranen sprach.

De Gaulle hat nie daran gezweifelt, dass er einmal ein bedeutender Mann sein werde. Das geht aus den Tagebüchern hervor, die er während des Ersten Weltkriegs in deutscher Kriegsgefangenschaft schrieb. Weggefährten Macrons, die ihn aus der Zeit kennen, als er von François Hollande zum Berater für Wirtschaftsfragen berufen wurde, sagen, ihnen sei immer klar gewesen, dass er das Ziel fest im Blick habe, eines Tages Premierminister, wenn nicht gar Präsident zu werden.

In einer Rede in der Pariser Militärademie 1927 definierte de Gaulle grosse Führer als Männer, die bereit sind, im entscheidenden Moment Hierarchien zu zerschlagen und Risiken einzugehen, um Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen – «man bekommt die Geschichte, die man verdient», erklärte er seinen verduztten Zuhörern. Und Macron, als orientiere er sich am Vorbild de Gaulles, ist mehr Risiken als jeder andere eingegangen, um seinen Weg nach oben zu machen, und an der Spitze seiner noch jungen Bewegung über die Verteidigungslinien des linken und rechten Establishments hinweggestürmt.

Der neue Präsident hat das Glück auf seiner Seite – die Implosion der Sozialisten, die Probleme von François Fillon, dessen Familienangehörige staatliche Gelder für Tätigkeiten kassierten, die nie erbracht worden waren, das schlechte Abschneiden von Marine Le Pen in der Stichwahl. De Gaulle hatte 1940 in ähnlicher Weise Glück, als sich das französische



Selbstbewusstsein und Zielstrebigkeit: Macron.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Engstlenalp

Matthias Glarner, Schwingerkönig

Die Engstlenalp in meiner Heimatregion – dem Haslital im Berner Oberland – ist ein wunderschöner Flecken Erde. Hier oben auf 1834 m.ü.M. findet mein Lieblings-Schwingerfest statt. Ein gemütlicher Spaziergang zum benachbarten Engstlensee, der von uralten und prächtigen Arven umgeben ist, hat eine beruhigende Wirkung. Dieser See ist ein unvergleichliches Naturjuwel. Der Blick in das klare, blaugrüne Wasser hat eine beruhigende Wirkung und lässt einen den Alltag vergessen. Der Königs-Tipp: eine Abkühlung im kalten Wasser!



Establishment den einmarschierenden Deutschen ergab und er als selbsternannter Anführer des Widerstands Legitimität beanspruchen konnte – auch wenn er nach der Befreiung wegen frustrierender Differenzen mit unwilligen Politikern auf das Amt des Ministerpräsidenten verzichtete.

Vor allem aber wussten Charles de Gaulle und Emmanuel Macron jede günstige Gelegenheit zu nutzen, um ihrem angestrebten Ziel näher zu kommen. Für beide könnte «carpe diem» als Leitmotiv gelten.

Die Persönlichkeit gibt den Ausschlag

De Gaulle war, nachdem man ihn 1958 als Retter der Nation zurückgeholt hatte, eine so überragende und dominierende Figur in der von ihm errichteten Fünften Republik, dass leicht übersehen wird, mit welch gigantischen Herausforderungen er konfrontiert war. Frankreich führte Krieg gegen die algerische Unabhängigkeitsbewegung, und die Regierung in Paris hatte es mit dem vereinten Widerstand von Armee und *Pieds-noirs* zu tun. Die Friedensverträge von Evian wurde erst 1962 unterzeichnet. Frankreichs internationaler Status musste neu etabliert, vor allem das Verhältnis zu Westdeutschland innerhalb der noch jungen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) gestärkt werden. Es brauchte tiefgreifende Wirtschaftsreformen und eine umfassende Modernisierung. Wiederholt sah sich der neue Präsident durch Mordanschläge rechtsextremer Terroristen bedroht.

Macron hat es mit Herausforderungen ähnlichen Ausmasses zu tun. Manches erinnert an die Vergangenheit – Wirtschaftsreformen, die Beziehungen zu Deutschland und die anstehenden Brexit-Verhandlungen mehr als fünf-

zig Jahre nachdem de Gaulle eine Mitgliedschaft Grossbritanniens in der EWG zu verhindern suchte, weil er angesichts der Dominanz der USA den Zusammenhalt Kontinentaleuropas stärken wollte – so wie das Macron heute möglicherweise vorhat.

Andere Herausforderungen sind der islamistische Terrorismus, der dazu geführt hat, dass Frankreich sich seit vielen Monaten im Ausnahmezustand befindet und der Front national deutlich an Zuspruch gewonnen hat. Aber auch die Verunsicherung hat zugenommen. Macron will, wie de Gaulle, alle Franzosen ansprechen, über die Parteigrenzen hinweg. Er ist, wie de Gaulle, als jemand auf die politische Bühne getreten, der die bestehenden Verhältnisse durcheinanderwirbelt, dabei aber, ebenfalls wie de Gaulle, eine durchaus orthodoxe Politik verfolgt und nur verspricht, effizienter zu agieren als seine Rivalen. Und wie so oft, ist es die Persönlichkeit, die den Ausschlag gibt – siehe Roosevelt oder Kennedy in Amerika.

Der neue Präsident hat einen eindrucksvollen Start hingelegt. Er genießt breiten Rückhalt und kann bei den bevorstehenden Parlamentswahlen von der Schwäche der etablierten Parteien profitieren. Laut Umfragen könnte seine Bewegung «La République en marche!», die für ein proeuropäisches zentristisches Reformprogramm eintritt, ein sehr gutes Ergebnis einfahren.

Sicher ist nur, dass sich etwas ändert

Laut einer Studie der Bertelsmann-Stiftung sympathisieren aber nur 36 Prozent der Franzosen mit der politischen Mitte, und ein Fünftel identifiziert sich mit dem Front national. Tatsächlich war die Stärke der Links- und Rechtsextremen in der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen ein Faktor, der die Parteien der Mitte schwächte und so den Weg bereite für Macron und seinen Sieg über Le Pen. Selbst wenn er eine parlamentarische Mehrheit gewinnt, was durchaus möglich erscheint, wird der neue Mann im Elysée mit Massendemonstrationen gegen seine Reformprojekte rechnen müssen, die seine Vorgänger aus ebendiesem Grund immer wieder vor sich hergeschoben haben.

Die unvermeidliche Frage ist, ob Macron, auch wenn wenig dafür sprechen mag, der de Gaulle des 21. Jahrhunderts werden kann oder ob während seiner Amtszeit die Fünfte Republik zu Grabe getragen wird. Für eine Antwort ist es noch viel zu früh, aber dass diese Frage überhaupt gestellt werden kann, lässt die Vermutung zu, dass sich in Frankreich etwas ändern wird – genau wie 1958.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Jonathan Fenby ist langjähriger Frankreich-Korrespondent für verschiedene britische Medien. Seine De-Gaulle-Biografie gilt als Standardwerk: «The General: Charles de Gaulle and the France He Saved»; Simon & Schuster; 720 S., Fr. 18.90.

Legenden

«Le grand Charles»

Zwei Mal führte de Gaulle Frankreich zurück auf die Weltbühne. Der General steht für nationales Selbstbewusstsein und Erfolg einer Nation, die seit Jahren stagniert. Von Jonathan Fenby



Aura der kühnen Visionen: de Gaulle in Algier, Juni 1958.

In praktisch jeder Ortschaft gibt es eine Strasse, die nach Charles de Gaulle benannt ist. Der grandiose Platz mit dem Triumphbogen, der Flughafen Paris-Roissy und ein Flugzeugträger – sie alle tragen seinen Namen. Die Fünfte Republik, 1958 von ihm errichtet, besteht nach wie vor, regiert von demokratisch gewählten Quasi-Monarchen, Nachfolgern jenes Mannes, der sich auf mystische Weise mit dem Land identifizierte, von dem er «eine bestimmte Idee» hatte.

Sooft ein neuer Mann in den Elysée-Palast einzog, wurde gefragt, ob er an den übertragenden Gründer der Fünften Republik heranreichen und dem Land jene entschlossene Führung bieten könne, wie sie de Gaulle zwei Mal im Laufe seiner ungewöhnlichen Karriere demonstriert hat. Die Antwort ist bislang negativ ausgefallen, aber Emmanuel Macron versucht immerhin, nach dem Vorbild de Gaulles ein innovativer Präsident für alle Franzosen zu sein.

«Le grand Charles», wie er wegen seiner Taten, seiner Statur und seiner Präsenz genannt wird, spielt im heutigen Frankreich immer noch eine herausragende Rolle – wegen seiner Persönlichkeit, seiner Kompromisslosigkeit und Vision von der Grösse und der politischen Ordnung des Landes.

Er war kein besonders einfacher Mensch, eigensinnig und immer etwas belehrend.

Überzeugt von seiner historischen Mission, sprach er von sich selbst gern in der dritten Person. Vom politischen Establishment wurde er geschnitten – in den 1930ern wegen seines Eintretens für eine offensive, mobile Kriegsführung und zwischen 1946 und 1958 wegen seiner Weigerung, sich mit dem vom Parlament dominierten Regierungssystem der Vierten Republik zu arrangieren. Er sperrte sich gegen eine Aufnahme Grossbritanniens in die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), kritisierte den Vietnamkrieg und Amerikas Hegemonie und versuchte erfolglos, eine unabhängige Rolle zwischen den USA und der Sowjetunion zu spielen.

Vermächtnis des Sonnenkönigs

Er repräsentierte «la gloire» – aus französischer Sicht ein Vermächtnis des Sonnenkönigs Ludwig XIV., das Revolution und Napoleon überdauert hat. De Gaulle stand für den starken Staat, der in der laizistischen Republik, die er verehrte, die Rolle der Religion übernimmt. Er stammte aus einem traditionellen, rechtskatholischen Elternhaus, war selbst konservativ und äusserst korrekt (er bezahlte die Stromrechnung für seine Privaträume im Elysée-Palast aus eigener Tasche), griff aber linke Ideen auf und scheute keine Kosten, um den Staat zu verherrlichen.

De Gaulle, der geborene Führer, trat zwei Mal als Retter der Nation auf den Plan. Zuerst nach der demütigenden Niederlage 1940 als Führer

des Widerstands gegen die Deutschen und das Vichy-Regime, ein zweites Mal 1958 nach dem Militärputsch in Algerien und dem drohenden Bürgerkrieg im politisch gelähmten Mutterland.

Er war Berufssoldat, wurde im Ersten Weltkrieg dreimal verwundet und geriet in deutsche Kriegsgefangenschaft. Im Jahr 1940 kam sein langersehnter historischer Moment, als er, inzwischen zum Staatssekretär der Verteidigung ernannt, verkündete, dass Frankreich eine Schlacht, aber nicht den Krieg verloren habe. Als Chef der Freien Französischen Streitkräfte rettete er die Ehre der Nation.

Alles schien einfacher

Doch obwohl er dafür gesorgt hatte, dass Frankreich bei Kriegsende auf der Seite der Siegermächte stand, konnte er nach der Befreiung die französische Politik nicht in der gewünschten Weise beeinflussen, weshalb er 1946 das Amt des Ministerpräsidenten aufgab. Er stand zwar zeitweilig an der Spitze einer äusserst populären Partei, lebte aber weitgehend zurückgezogen auf seinem Landsitz im lothringischen Colombey-les-Deux-Eglises, bis er im Sommer 1958 in einem brillant inszenierten Schritt an die Macht zurückkehrte.

Nach der Beendigung des Algerienkriegs 1962 und zahlreichen Attentaten von Rechtsextremen setzte in Frankreich eine Periode des Friedens ein. Mit der Wirtschaft ging es aufwärts, das Land gewann international an Statur und übernahm die Führung in Westeuropa. In dieser Zeit ging es den Franzosen gut, doch die Studentenunruhen und Streiks von 1968 machten deutlich, dass de Gaulle die Zeichen der Zeit nicht erkannt hatte. Im Jahr darauf veranstaltete er ein Referendum, das er verlieren musste. Er trat zurück. 1970 starb er in Colombey beim abendlichen Patience-Spiel an einer schweren Hirnblutung.

De Gaulle steht für nationales Selbstbewusstsein und Erfolg in einer Nation, die seit Jahren stagniert. Heute stünde er vor einer deutlich schwierigeren Aufgabe als 1940 und 1958, als Frankreich bereit war für einen Retter in der Not. Die Welt ist komplexer geworden, und das Land, nur noch eine durchschnittliche Macht, kann sich nicht mehr auf die Geschichte und «la gloire» berufen. Trotzdem denken viele Franzosen voller Nostalgie an die gaullistische Ära, in der alles einfacher schien, und an die kühnen Visionen des Generals zurück, mit dessen Aura sich noch jeder seiner Nachfolger schmücken will.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Parlamentswahlen

«Alle Macht für Macron?»

Renaissance der Fünften Republik in Paris: Der neue Präsident versprach deren Überwindung – doch nun könnte Emmanuel Macrons Sammelpartei die absolute Mehrheit gewinnen. Von Jürg Altwegg

In den vergangenen Jahren hat sich der Front national bei verschiedenen Wahlen als stärkste Partei des Landes erwiesen. Im Europaparlament – wo das Proporzwahlrecht gilt – stellt die Partei fast ein Drittel der französischen Abgeordneten: 22 von 74. Ganz anders im französischen Parlament. In den fünf vergangenen Jahren gehörten lediglich 2 (!) der 577 Abgeordneten dem FN an: ein Staranwalt sowie die Enkelin und Nichte im Clan Le Pen, Marion. Die absurd anmutende Untervertretung der stärksten Partei Frankreichs liegt am französischen Wahlsystem.

Auch bei den anstehenden Parlamentswahlen (11. und 18. Juni) werden die Randparteien links wie rechts benachteiligt – trotz sensationellen Stimmenanteilen bei der Präsidentschaftswahl. Das französische Wahlsystem führt zu regierungsfähigen Mehrheiten in den Parlamenten.

In jedem Wahlkreis treten im Durchschnitt vierzehn Kandidaten an. Wer 50 Prozent plus eine Stimme erreicht, ist gewählt. Allerdings muss diese Zahl mindestens einem Viertel aller eingeschriebenen Wähler entsprechen. In eine allfällige Stichwahl kommen zumindest die beiden Bestplatzierten. Im Rennen bleiben aber alle Kandidaten, für die sich 12,5 Prozent der Stimmberechtigten ausgesprochen haben. Das heisst: Bei einer Wahlbeteiligung von 60 Prozent benötigt man als Dritter praktisch 21 Prozent. Die Demoskopien gehen dieses Jahr von einer Wahlbeteiligung von 55 Prozent aus – und höchstens dreissig Wahlkreisen mit Dreier-Stichwahl. Erfahrungsgemäss werden sich in der Stichwahl die Kandidaten der Mitte gegen jene der Randparteien vereinen, so dass diese kaum die Wahl ins Parlament schaffen.

Der linksextreme Jean-Luc Mélenchon reist zum Schauwahlkampf ins linke und multikulturelle Marseille: als Herausforderer des Sozialisten Patrick Mennucci, der 2012 mit 70 Prozent gewählt worden war. Im Sog von Hollandes Triumph hatten die Sozialisten im nationalen Parlament 331 Sitze gewonnen, ihre Zahl könnte nun auf rund 60 schrumpfen. Mélenchon will sie «ersetzen» und mit seiner Bewegung La France insoumise (Das aufständische Frankreich) zur führenden Linkspartei werden. Doch der Heimvorteil Mennuccis birgt für den «Fallschirmspringer» ein hohes Risiko.

Marine Le Pen könnte einen Sitz im nördlichen Hénin-Beaumont holen. Doch ihr Image ist wegen ihres schwachen Auftritts im TV-Duell im Präsidentenfinale gegen Macron angeschlagen. Die Partei ist in der Europa- und Euro-Frage gespalten und wird keine grosse Fraktion aufbauen. Die beliebte Marion Le Pen hat das Handtuch geworfen, sie plädiert für die Bildung einer regierungsfähigen Rechten und die Annäherung an den reaktionären Flügel der Républicains (LR).

Den Republikanern droht genauso wie den Sozialisten die Spaltung. Die zur Mitte neigenden Vertreter schliessen sich Macron an, Edouard Philippe wurde dessen Premierminister. François Fillon kandidiert nicht mehr. François Baroin, der die LR-Kampagne führt, hat dessen Programm stark aufgeweicht. Er kämpft ohne grosse Illusionen gegen das Schreckgespenst einer «Einheitspartei» und ihrer Hegemonie.

Gemeint ist damit Macrons Bewegung, die es vor einem Jahr noch nicht gab und die sich seit der Präsidentschaftswahl «La République en marche!» nennt: LREM. Als funktionsfähig kann man sie kaum bezeichnen. Alle ihre Kader sind in die Ministerien abgezogen worden. Die Auswahl der Kandidaten erfolgte über das Internet – durch eine Kommission in Paris. In den Gemeinden sind sie oft völlig unbekannt – und ohne jede Erfahrung. 50 Prozent kommen aus der Zivilgesellschaft, 50 Prozent sind Frauen.

Die Franzosen sind entzückt

Im Interview mit der *Weltwoche* (Nr. 18/17) plädierte Macrons Berater Daniel Cohn-Bendit für Neuwahlen in zwei Jahren und die Einführung des Proporzsystems. Dass Macron im Parlament «aus dem Stand auf eine absolute Mehrheit» kommen könnte, hielt Cohn-Bendit für unvorstellbar. Doch Macron ist erstaunlich schnell in die Kleider des neuen Königs hineingewachsen und glänzt in dessen Rolle. Die Franzosen sind entzückt. Sie wähen die Grande Nation zurück, in Europa und auf der Bühne der Weltpolitik. Auch die Protest- und Wutwähler reiben sich die Augen. Die jüngsten Meinungsumfragen verheissen Macrons LREM zwischen 320 und 425 Sitze im Parlament. ○



Schneller Aufstieg.



Zwischen Freiheit und Diktatur: Facebook-Gründer Zuckerberg bei seiner Rede vor Harvard-Studenten.

Terror-Helfer in Zuckerbergs Imperium

Mark Zuckerberg stellt sich gerne als Vorkämpfer für eine bessere Welt dar. Ausgerechnet auf seiner Plattform Facebook tauschen sich Terroristen aus und verbreiten Hass. Sie operieren im quasi rechtsfreien Raum. *Von Pierre Heumann*

Ende Mai, Universität Harvard: Mark Zuckerberg, ehemaliger Student der Elitehochschule ohne Abschluss, hält vor dem Abschlussjahrgang eine pastorale Rede. Der Mitbegründer von Facebook thematisiert den Kampf zwischen den Kräften der Freiheit und der Diktatur. Die Herausforderung unserer Generation, doziert der 33-Jährige vor den Studenten sinn-gemäss, bestehe darin, eine bessere Welt zu schaffen, in der jeder eine Berufung habe.

Die Studienabgänger lauschen begeistert und ehrfurchtsvoll. Vor ihnen steht ein Mann, der in wenigen Jahren ein Imperium aufgebaut hat, mit dem er laut *Forbes* ein Vermögen von 64 Milliarden Dollar geschaffen hat. Weltweit tritt er mit seiner Chan-Zuckerberg-Initiative als Philanthrop und Wohltäter auf. Vor allem aber: Seine Plattform Facebook ist das weltweit grösste Medienunternehmen mit rund zwei Milliarden Lesern pro Monat. Die Beliebtheit führt zu

steigenden Werbeeinnahmen. Allein im ersten Quartal wurde ein Gewinn von mehr als drei Milliarden Dollar ausgewiesen.

Doch Facebook und Netzwerke wie Instagram, Whatsapp oder Messenger, die ebenfalls Zuckerberg gehören, dienen nicht nur dem Austausch von kitschigen Ferienfotos, herzigen Kindervideos oder belanglosem Alltagsklatsch. Auf Zuckerbergs Netzwerken zirkulieren auch Botschaften, die im krassen Widerspruch zu den hehren Ansprüchen stehen, zu denen er sich in seiner Harvard-Rede bekannt hat. Auf Facebook wird zum Beispiel für illegale Waffen geworben, es sind Tierquälereien zu sehen, es sind Mordaufrufe zu hören, zudem auch fremdenfeindliche und antisemitische Hetze, und Islamisten dürfen in Zuckerbergs Imperium zum Terror aufrufen.

Auf Facebook kann man zudem (wie auch auf Youtube) detaillierte Anleitungen auf den

Computer laden, wie Nagelbomben hergestellt werden oder wie sich mit Rattengift und Essig die tödliche Wirkung des explosiven Gemischs erhöhen lässt. Leitfäden für die Herstellung von Bomben gab es zwar auch früher – doch jetzt sind sie so klar und einfach dargestellt, dass jedermann, der will, die Bombe in der Küche basteln kann.

Widerspruch Zuckerberg: Während er für eine offene Gesellschaft plädiert, lässt er es zu, dass sich in seinem Imperium dunkle Kräfte tummeln, die zu Gewalt aufrufen, Hass verbreiten und Terrorattacken propagieren. In einem Selbstversuch befreundete sich mit Hilfe eines falschen Profils kürzlich ein Reporter der Zeitung *Times* online mit mehr als hundert Dschihadisten. Prompt erhielt er Propagandamaterial des Islamischen Staates, darunter auch detaillierte Videos zur Herstellung von Kugellagerbomben.

Würde derartige Anstiftung zu Gewalt und zu Terror von einem herkömmlichen Medium publiziert: Der Herausgeber, der Chefredaktor oder der Autor des Textes müssten mit strafrechtlichen Folgen rechnen. Nicht so bei Facebook und anderen sozialen Plattformen. Sie operieren im quasi rechtsfreien Raum. «Die Verfasser sind oft nur schwer oder gar nicht fassbar», sagt Markus Prazeller, Medienanwalt der *Weltwoche*. Zudem bestünden «unklare Zuständigkeiten». So könne ein Text etwa in der Schweiz gelesen werden, während der Autor irgendwo auf der Welt lebt. «Facebook ist eine internationale Plattform. Rechtlich stellen sich daher Fragen der gerichtlichen Zuständigkeit und des anwendbaren Rechts. Das verhindert eine schnelle Rechtsdurchsetzung», so Prazeller. Und wer mit seiner Klage auf den Europa-Hauptsitz von Facebook in Irland ausweichen wolle, müsse erst zahlreiche formelle Voraussetzungen erfüllen, bevor er überhaupt angehört werde. Auch sei das interne Kontrollsystem von Facebook intransparent, weiss der Medienanwalt: «Es kommt immer wieder vor, dass problematische Kommentare trotz Meldung nicht gelöscht werden.»

Weltweit gibt es nur 4500 «Kontrolleure»

Nachdem Internetplattformen wie Facebook oder Twitter bei der Vorbereitung der jüngsten Terroranschläge in Manchester und in London eine wichtige Rolle gespielt haben, reagieren sie zwar, um drohende Gesetze abzuwenden, die ihre Freiheiten einschränken würden. «Wir wollen, dass Facebook für Terroristen eine feindliche Umgebung ist», sagte ein Facebook-Manager am Sonntag. Der Konzern werde terroristische Inhalte mit Hilfe von Software und Mitarbeitern löschen, sobald er davon erfahre.

Doch Experten bezweifeln, dass Zuckerbergs Facebook dazu in der Lage wäre. Anfang Juni hat er einen Vorstoss von Investoren abgeblockt, die mehr Transparenz im Umgang mit Fake News auf Facebook gefordert hatten. Der Konzern tue bereits genug, behauptete Zuckerberg. Aktionäre hatten ihren Vorstoss damit begründet, dass die grösste soziale Medienplattform zu wenig unternehme, um Falschmeldungen und Hassreden auszumerzen.

Handbücher aus dem Facebook-Konzern, die der *Guardian* veröffentlicht hat, stellen diese Behauptung in Frage. Hier kann man nachlesen, was publiziert werden darf und was nicht. Die publizistischen Kriterien sind allerdings, gelinde gesagt, äusserst locker und vage formuliert. So sollen laut Manual Morddrohungen nur gelöscht werden, wenn sie «glaubhaft» sind. Vi-

deos mit gewaltsamem Tod dürfen gemäss Manual auf Facebook publiziert werden, ebenso Fotos, auf denen Menschen schikaniert werden oder ihnen Gewalt angetan wird.

Selbst wenn der Wille zum Ausmerzen von Terrorbotschaften vorhanden wäre: Facebook hat derzeit weltweit bloss 4500 «Kontrolleure» unter Vertrag, die Einträge auf gefährliche oder ungewollte Inhalte untersuchen und gegebenenfalls aus dem Netzwerk entfernen. Die Firma ist zu schnell gross geworden und sieht sich kaum in der Lage, die Posts zu kontrollieren. Die 4500 Kontrolleure überwachen jeden Monat mehr als hundert Millionen Dokumente. Das lasse für jeden Post eine Entscheidungszeit von rund zehn Sekunden zu, hat die Zeitung ausgerechnet.

Jetzt will Zuckerberg zwar weitere 3000 Kontrolleure anstellen. Ihr Job sei «herausfordernd und schwierig», sagen Experten. Viele Inhalte seien «erschütternd». Gleichwohl seien die Saläre in der Regel tief, wie der *Guardian* neulich schrieb.

Dass neue Gesetze untaugliche Mittel seien, um gegen Hass-Posts und terroristische Kommunikationskanäle vorzugehen, davon sind israelische Sicherheitsexperten bei der Sdema Group überzeugt. Sobald der Staat gegen Internetmedien vorgehe, würden Terroristen in den virtuellen Untergrund ausweichen, zum Beispiel ins Darknet, auf Telegram oder andere Kanäle, wo die Botschaften verschlüsselt sind, wissen sie aus Erfahrung. Dort seien die Auto-

ren der Posts schwieriger aufzuspüren als in den herkömmlichen sozialen Medien.

Weil Gesetze gegen Terroristenhetze auf sozialen Medien nicht viel bewirken, hat sich Nitsana Darshan-Leitner vom Israel Law Center für einen anderen Weg entschieden. Die israelische Rechtsanwältin will die Eigentümer sozialer Medien für die Folgen der Inhalte zur Rechenschaft ziehen, die über sie verbreitet werden. Nur wenn die Eigentümer dieser Plattformen zur Verantwortung gezogen werden könnten, hätten sie einen Anreiz, Terroristen aus ihrem Kommunikationsnetz zu verbannen. Facebook, Twitter oder Whatsapp würden erst re-

agieren, wenn sie für die Auswirkungen der Posts zur Kasse gebeten würden oder ins Gefängnis müssten, davon ist sie überzeugt.

Deshalb zog Darshan-Leitner vor zwei Jahren Facebook im Namen von 20 000 Israelis vor Gericht. Sie kämpfte vor Gericht dafür, dass Zuckerbergs Medium palästinensischen Terroristen nicht weiter ermöglichen dürfe, auf seiner Plattform zum Mord an Juden aufzurufen. Facebook, argumentiert Darshan-Leitner, sei



Plattform für dunkle Kräfte.

Morddrohungen werden nur gelöscht, wenn sie «glaubhaft» sind.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Botanischer Garten Wellington

Oliver Hartwich, Direktor des Think-Tanks The New Zealand Initiative

An magischen Orten mangelt es Neuseeland nicht. Mein persönlicher Favorit ist der Botanische Garten von Wellington. Eine alte Zahnradbahn ruckelt vom Lambton Quay auf einen Hügel, von dem man den besten Blick über den Hafen der Hauptstadt geniessen. Und dort, neben der Sternwarte, gibt es noch etwas Unerwartetes zu entdecken, nämlich eine 1907 in Essen gegossene Krupp-Kanone. Einst tödliche Waffe auf den Schlachtfeldern Frankreichs, dient sie nun neuseeländischen Kindern als Klettergerüst.



kein neutrales Internetforum. Facebook sei mit den Usern verbunden, platziere Werbung, offeriere Freundschaften und stelle zwischen einzelnen Menschen Verbindungen her.

Klage für mehr Ordnung

Ein Jahr später verklagte sie Facebook erneut, und zwar im Namen von Terroropfern und deren Familien. Facebook, argumentierte sie in einem konkreten Fall, habe der Terrororganisation Hamas seine Dienste zur Verfügung gestellt. Allein, Mitte Mai ist Darshan-Leitner bei einem amerikanischen Gericht in Brooklyn abgeblitzt. Der Richter Nicholas Garaufis hatte ihre Klage mit dem Argument abgewiesen, dass die Rede- und Meinungsfreiheit aufrechterhalten bleiben müsse. Er stützte sich dabei auf das amerikanische Telekommunikationsgesetz aus den späten 1990er Jahren. Damit wurde anfänglich die Verbreitung von Pornografie im Internet reguliert. Später wurde der Geltungsbereich ausgedehnt. Kein Informationsanbieter sollte im Internet fürchten, für Beiträge seiner Kunden zur Rechenschaft gezogen zu werden. Das Gesetz zur Regulierung von Internetinhalten macht Facebook gegenüber Verantwortungsklagen immun.

Doch Darshan-Leitner lässt nicht locker. Ende Juni will sie gegen das Urteil Berufung einlegen. Sie will sich dabei auf die amerikanische Anti-Terror-Gesetzgebung stützen. Diese verbiete es, Terrororganisationen zu unterstützen, also zum Beispiel eine Plattform zur Verfügung zu stellen. Erhielte sie recht, hätte das gewaltige Auswirkungen auf das Verhalten sozialer Medien, da es sich um Klagen in Milliardenhöhe handelte. Das würde die sozialen Medien zwingen, von sich aus für Ordnung zu sorgen, ist Darshan-Leitner überzeugt. ○

Vorteil Merkel

Von Thilo Sarrazin — Kein anderes grosses Land sieht gegenwärtig stabiler aus als Deutschland. Die schrecklichen Fehler der Bundeskanzlerin scheinen in Vergessenheit zu geraten.



Realeinkommen der Arbeitnehmer steigen. Der Staatshaushalt macht Überschüsse.

Angela Merkel eilt von einem Fototermin zum nächsten: warmer Empfang für den neugewählten französischen Präsidenten Macron, mit Obama auf dem evangelischen Kirchentag, G-7-Treffen auf Sizilien, Nato-Gipfel in Brüssel, der chinesische und der indische Ministerpräsident zu Besuch. Und das Beste kommt erst noch: Anfang Juli wird sie Gastgeberin des G-20-Gipfels in Hamburg sein. Unter den Regierungschefs der teilnehmenden grossen Länder sind nur Putin und Erdogan dienstälter als sie. Kein anderes grosses Land sieht gegenwärtig stabiler aus und scheint weniger Probleme zu haben als Deutschland, und in keiner grossen Demokratie ist der Regierungschef so unangefochten.

Gewinnt sie die nächste Wahl, dann kann Angela Merkel die Amtszeit von Konrad Adenauer übertreffen und jene von Helmut Kohl erreichen. Merkel erlebt im Amt ihren vierten französischen und ihren dritten amerikanischen Präsidenten, und wenn Donald Trump so weitermacht, dann hat sie alle Chancen, auch noch den vierten amerikanischen Präsidenten als Bundeskanzlerin begrüssen zu können.

Die schrecklichen Fehler der Bundeskanzlerin und die unabsehbaren Risiken, die sie für die deutsche Zukunft aufgehäuft hat, scheinen bereits im historischen Vergessen zu versinken:

1 — Ein überhasteter Ausstieg aus der Kernenergie und eine undurchdachte Energiewende.

2 — Der Bruch des Maastricht-Vertrages, um fusslahme Länder mit Milliarden Garantien im Euro-Raum zu halten.

3 — Die sinnlose Öffnung der Grenzen für 1,5 Millionen Zuwanderer aus Afrika und dem Nahen und Mittleren Osten, 95 Prozent davon Muslime, darunter 70 Prozent junge Männer. Zumeist ohne verwertbare Qualifikation und die meisten ohne Aussicht auf Integration in den deutschen Arbeitsmarkt.

Seit September 2015 behaupten die Bundeskanzlerin, der Bundesinnenminister und die

meisten Medien unverdrossen, die Flüchtlinge seien weniger kriminell als die Deutschen. Die Kölner Silvesternacht galt als die grosse Ausnahme. Wer anderes behauptete, wurde moralisch nach Dunkeldeutschland verbannt.

Seit einigen Wochen wissen wir es besser. Die polizeiliche Kriminalstatistik 2016 brachte es an den Tag, und der Bundesinnenminister musste es verkünden. Gemäss der amtlichen Statistik waren Asylbewerber bei der Gesamtkriminalität 7,3-mal, bei der Gewaltkriminalität 15,1-mal, bei Mord 10,6-mal, bei sexueller Nötigung und Vergewaltigung 15,2-mal und bei Gruppenvergewaltigung 42,7-mal so krimi-



Unabsehbare Risiken: Bundeskanzlerin Merkel.

nell wie deutsche Staatsbürger. Ihre Kriminalität war doppelt so hoch wie bei den übrigen Ausländern. Achtzig Prozent der Verbrechen an Flüchtlingen wurden durch andere Flüchtlinge verübt. Von Seiten der deutschen Mehrheitsbevölkerung drohte den Flüchtlingen dagegen kaum eine Gefahr, auch nicht in Sachen, dem Herzen von Dunkeldeutschland.

Dass mit den Flüchtlingen auch Terroristen kamen, wissen wir spätestens seit dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt. Dass unter den Flüchtlingen nur wenige für den deutschen Arbeitsmarkt taugen, sagt einem nahezu jeder Unternehmer, den man trifft. Trotz niedriger Arbeitslosigkeit und

guter Wirtschaftslage gäbe es also im nahenden Bundestagswahlkampf genug zu diskutieren. Nur, wer soll das tun?

Der AfD werden fremdenfeindliche und rassistische Motive unterstellt, wenn sie die grossen Risiken einer falschen Flüchtlings- und Einwanderungspolitik kritisch aufs Korn nimmt. Zum Teil hat sie selbst daran Schuld, weil sie den völkischen Quaal in ihren Reihen nicht vertreiben kann und ihre Führungsleute sich bitter streiten. Zudem hat die Sache der Rechtspopulisten in der westlichen Welt durch das masslose Auftreten von Marine Le Pen in dem französischen Präsidentschaftswahlkampf und die wirre Regierungspraxis von Donald Trump einen deutlichen Schaden erlitten.

Chance für die SPD

Die SPD dagegen hat seit Ende Januar vier Monate Zeit verloren, in denen sie den Retter aus Würselen, Martin Schulz, rauschhaft feierte. Das hat die Bürger zunächst interessiert und dann gelangweilt. Drei schmerzliche Niederlagen bei Landtagswahlen waren die Folge. In den Umfragen liegt die SPD mittlerweile bei 23 bis 27 Prozent. Martin Schulz darf sich glücklich schätzen, wenn er im September das Ergebnis des letzten gescheiterten Spitzenkandidaten Peer Steinbrück erreicht, der hatte 25,7 Prozent erzielt.

Verwundbar wären die Bundeskanzlerin und die Union bei den drei Themen Steuerentlastung, Europapolitik und Flüchtlingspolitik. Hier sind die Fehler offenkundig, und es fehlen Ideen und Konzepte. An dieser Stelle beginnt die eigentliche Tragik des Martin Schulz und der SPD. Bei allen drei Themen haben sie sich strategisch quasi auf der falschen Seite des Feindes positioniert. Ihre Politik läuft darauf hinaus, die Fehler der Union noch zu vergrössern:

1 — In der Steuer- und Abgabenpolitik will die SPD keine Nettoentlastung und keine Rückgabe heimlicher Steuererhöhungen.

2 — In der Flüchtlings- und Einwanderungspolitik steht die SPD links von Angela Merkel und weit links von der CSU. Wer hier eine andere Politik möchte, wird die SPD kaum wählen.

3 — In der Europapolitik möchte die SPD nicht zurück zu mehr Selbstverantwortung der Mitgliedsstaaten. Sie möchte vielmehr noch mehr Geld und Kompetenzen für Brüssel.

Kurzum: Wo Angela Merkel grosse Fehler macht, kann man fast sicher sein, dass sie bei der SPD noch grösser wären. Jedenfalls sind ihre Wahlkampfaussagen so zu verstehen. Vielleicht erhält die SPD ja die Gelegenheit, sich in der Opposition zu regenerieren. Sie scheint jedenfalls alles dafür zu tun.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Federleichtes Gedankenspiel: Musikerin Anderson.

Der aufregende nächste Schritt

In diesen Tagen ist die US-Musikerin und Performancekünstlerin Laurie Anderson siebzig Jahre alt geworden.
Eine persönliche Würdigung von Thomas Wördehoff

Laurie, es scheint mir seltsam unangemessen, dir zum Geburtstag zu gratulieren. Du lebst jetzt seit siebzig Jahren und schwebst gleichsam unberührt durch die Stadien des Alterwerdens. Deine Falten sind nicht etwa ein zu beklagendes Symptom fortschreitender Jahre – für dich sind sie einfach der aufregende nächste Schritt. Für dich ist Zukunft keine Bedrohung, sondern Bereicherung, und selbst den Verfall wirst du mit erstaunten Augen erwarten und in Kunst transformieren.

Du richtest dich nie nach «wichtigen» Trends, dein Blick folgt unbeirrbar allem, was dich interessiert. Und deine Neugier ist durchaus eigenwillig: Du willst etwa wissen, was aus Hänsel und Gretel geworden wäre, wenn sie heute in Berlin lebten («She is a cocktail waitress / He had a part in a Fassbinder film / And they sit around at night now / Drinking schnapps and gin»). Es interessiert dich brennend, ob dein Hund Klavier spielen kann (er kann!). Und natürlich willst du mit Musikern zusammenarbeiten, die du noch nicht kennst, wie vor zwei Jahren, als ich dich sofort für eine «Song Conversation» mit dem wundervollen Nik Bärtsch und Eivind Aarset bei den Ludwigsburger Schlossfestspielen gewinnen konnte. Du bist gegenwärtig, weil du alles, was

deine Neugier aufsaugt, in eine Erzählung verwandelst. Für das Konzert bei uns hast du «Walking Into a Song» geschrieben – über einen Musiker, der nachts in einem verlassenem Tonstudio Zwiesprache mit seinen Mikrofonen hält. Dein rätselhafter Hymnus «O Superman», der 1981 alle Charts stürmte, war ein federleichtes Gedankenspiel, das dir nach dem Besuch eines Konzerts des schwarzen Tenors Charles Holland einfiel. Er hatte aus Jules Massenets romantischer Oper «Le Cid» die Arie «Ô souverain, ô jube, ô père» vorgetragen, und du hast es dann als «O Superman, o judge, o mom and dad» in unsere Welt weitergesponnen.

Zusammen sind wir ins Literaturarchiv nach Marbach gefahren, und du hast dir dort Schillers Kniebundhosen, Kafkas Manuskripte und Sigmund Freuds Kissen angeschaut – und abends beim Konzert hast du Nik und Eivind überzeugt, Alban Bergs Vertonung von Friedrich Hebbels Gedicht «Schlafen, nichts als schlafen!» mit dir zu singen. Vermutlich bist du die Scheherazade unserer Zeit. Glückwunsch und Umarmung.

Thomas Wördehoff ist Intendant der Ludwigsburger Schlossfestspiele und ehemaliger Kulturchef der Weltwoche.

Sport

Josi in Smashville

Der Schweizer Eishockeyspieler Roman Josi brilliert im Final der besten Liga der Welt.

Schweizer Eishockeyspieler brechen selten aus ihrer Komfortzone aus. Der 27-jährige Berner Roman Josi, Verteidiger bei den Nashville Predators, ist anders. Nach zwei Partien im Stanley-Cup-Final gegen Pittsburgh vermeintlich entscheidend in Rücklage (0:2), übernahm er das Kommando, führte sein Team in Spiel drei mit einem Tor und zwei Assists ins Geschäft zurück und gehörte auch beim zweiten Erfolg zu den Schlüsselspielern. Noch zwei Siege trennen Josi und Nashville vom Gewinn der wichtigsten Trophäe im Eishockey.

Dass der frühere SCB-Junior eine derart dominante Rolle spielt, ist für seine früheren Weggefährten nicht erstaunlich: «Roman gehört zu den zehn besten Verteidigern der Welt», sagt der neue ZSC-Sportchef Sven Leuenberger. Sean Simpson, als Schweizer Nationaltrainer 2013 Gewinner der WM-Silbermedaille, gerät ins Schwärmen: «Im damaligen Team wuchsen alle Spieler über sich hinaus, aber Roman war noch eine Stufe höher.» Roman Josi steht mit beiden Beinen auf dem Boden. Nach den Spielen erfüllt er geduldig Autogramm Wünsche, nimmt sich Zeit für die Fans. Zur Finalserie hat er seine ganze Familie aus Bern eingeladen. Amerikanische Journalisten bezeichnen ihn als «down-to-earth guy».



«Schnäppchen»: Schweizer Hockey-Star Josi.

Dabei ist er längst im Rang eines Dollarmillionärs. Bei den Predators besitzt Josi einen mit 28 Millionen Dollar dotierten Siebenjahresvertrag. Was 2013 für den damals 22-Jährigen ein Traumgehalt war, wird von Szenekennern mittlerweile als «Schnäppchen» für den Klub eingeschätzt.

Momentan bereitet er aber vor allem den Pittsburgh Penguins Kopfschmerzen – und er sorgt in der Country-Stadt für einen Kulturwandel. Aufgrund der notorischen Erfolglosigkeit galt Nashville im Eishockey lange als «Trashville». Nun tönt es ganz anders: «Smashville» rufen die Fans und huldigen damit auch einem bärenstarken Berner. *Thomas Renggli*



Auch morgens um drei ein Werbeprofi: Golfspieler Woods.

Golf, Sex und Videos

Nach der Verhaftung von Tiger Woods lesen wir nun überall die Abgesänge auf den besten Golfer aller Zeiten. Seine Karriere sei zu Ende, sein Leben ruiniert. Einen solchen Quatsch können nur Nichtgolfer schreiben. *Von Kurt W. Zimmermann*

Als sie Tiger Woods morgens um drei aus seinem Mercedes S 65 AMG holten, waren der Mercedes und sein Fahrer in keinem guten Zustand. Das Auto hatte zwei platte Reifen. Der Fahrer schlief bei laufendem Motor am Steuer, stieg schwankend aus und konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Aber es gibt gute News in dieser Nacht. Tiger Woods trägt ein weisses, kragenloses Shirt. Das Shirt ist von Nike, wie das Logo zeigt.

Das Shirt ist nur einer der Gründe dafür, dass man sich um Woods keine allzu grossen Sorgen zu machen braucht.

Weil die Polizei in Florida nicht den geringsten Respekt vor der Privatsphäre hat, wissen wir in allen Details, was sich letzte Woche auf Jupiter Island nahe Palm Beach ereignete. Denn die Polizei stellte zwei Videos des nächtlichen Vorfalls ins Netz.

Auf dem ersten Video sieht man, wie Tiger Woods auf der Strasse herumtaumelt und wie die Polizisten mit ihm allerlei Tests durchführen. Er soll auf dem Fahrstreifen geradeaus gehen, er soll koordiniert die Arme heben. Woods schafft die Tests nicht.

Auf dem zweiten Video sieht man Woods in einem Gefängnisraum im Palm Beach County

Jail. Er sitzt auf einem Stuhl, die Hände in Handschellen hinter dem Rücken. Woods schläft auf dem Stuhl sofort ein. Als er dann ins Alkoholröhrchen blasen soll, geht im hechelnd der Atem aus.

Für die Journalisten ist der Fall damit klar. Sie schreiben weltweit dasselbe, weshalb wir auch die Schweizer Medien zitieren können. «Tiger Woods nach Suff-Fahrt verhaftet», schreibt der *Blick*. «Tiger Woods verhaftet – Alkohol oder Drogen», schreibt *20 Minuten*.

Und natürlich folgen in der sogenannten Qualitätspresse nun die hämischen Abgesänge und Grabreden auf den besten Golfspieler aller Zeiten. «Tiger Woods Talfahrt», titelt die *NZZ*. «Der Niedergang der Golf-Ikone», titelt der *Tages-Anzeiger*.

Wunderkind

Der Talfahrt und dem Niedergang wollen wir zuerst die Faktenlage entgegenhalten. Der Alkoholgehalt im Blut von Woods, so zeigte die Polizei-Analyse, lag bei 0,00 Prozent. Die Dosis von unerlaubten Drogen lag ebenfalls bei 0,00 Prozent.

Was Woods hingegen zu sich nahm, waren rezeptpflichtige Medikamente wie die Schmerz-

mittel und Entzündungshemmer Torix, Vicodin und Solarex. Sie wurden Woods verschrieben, nachdem er sich vor fünf Wochen seiner bereits vierten Rückenoperation hatte unterziehen müssen. Vor allem Torix hat eine stark einschläfernde Wirkung, noch stärker in Kombination mit anderen Medikamenten.

Der Zerfall einer Golfikone reduziert sich also darauf, dass ein 42-jähriger, nüchterner Mann nach einer Operation Medikamente nehmen musste, am Steuer schläfrig wurde, über einen Bordstein fuhr und seinen Mercedes dann am Strassenrand parkierte. Ist das ein Untergang?

Schnell warfen darum die Medien nun die bohrende Frage auf, was ein rekonvaleszenter Golfprofi morgens um drei auf der Strasse zu suchen habe. Es war der übliche Versuch, aus einem Zwischenfall eine moralische Affäre zu machen, nachdem die juristische Affäre gescheitert war.

Und damit wären wir zurück beim weissen Shirt von Nike, das Woods in jener Nacht trug. Es zeigte, dass Woods auch morgens um drei ein Werbeprofi blieb.

Nike ist seit seinen Juniorzeiten der wichtigste Sponsor des Golfers. Das Unternehmen erkaufte sich schon früh sein kommerzielles Potenzial. Woods war ein Wunderkind. Bereits als Fünfjäh-

riger schaffte er es mit seinen Golfschwüngen in TV-Shows wie «That's Incredible» und «Good Morning America». Als er 1996 mit zwanzig Jahren Golfprofi wurde, offerierte ihm Nike einen Fünfjahresvertrag über 40 Millionen Dollar.

Woods gewann nur ein Jahr später, als jüngster Sieger aller Zeiten, das sogenannte Augusta Masters, das neben dem British Open wichtigste Turnier des Jahres. Schon bald darauf war er im Ranking die Nummer eins der Welt. Er gewann nun alles, was es zu gewinnen gab.

Refugium des politisch Unkorrekten

Woods, das ist seine grösste Leistung, machte aus dem Minderheiten-Sport Golf einen Mehrheiten-Sport am TV. 91 Prozent der Amerikaner spielen kein Golf. Doch nun sassen bis zu unfasslichen 44 Millionen Golf-Laien stundenlang vor dem Bildschirm und schauten zu, wie ein junger Mann mit seltsamen Metallstücken auf Hartgummibälle schlug.

Nike verlängerte darum bis heute regelmässig den Fünfjahresvertrag, inzwischen dotiert mit 100 Millionen.

Als die Medien bei Nike nun nachfragten, ob die nächtliche Eskapade auf Jupiter Island zu einem Ende des Sponsorings führe, gab es ein klares Dementi. Man kann davon ausgehen, dass die Frage Nike ziemlich amüsierte. Denn der Sportkonzern kennt eine Eigenschaft der Golfgemeinde sehr genau. Golfer sind vieles, aber keine Moralisten. Golfer sind, besonders in den USA, so etwas wie das letzte Widerstandsnest gegen Political Correctness.

Um das zu verstehen, muss man über die gesellschaftlichen Trends der letzten zwei bis drei Jahrzehnte reden. Sie brachten einen beispiellosen Vormarsch an politischer Korrektheit. Sexistische Witze sind verboten, will man im Betrieb kein Verfahren am Hals. Saufen ist tabu, will man die Karriere nicht ruinieren. Rauchen ist selbst in Bars verboten.

Es ist nicht mehr möglich, dass man in der Öffentlichkeit in grünkarierten Shorts, mit einer dicken Zigarre und einer Bierdose in der Hand sexistische Witze reisst. Nun kann man sich fragen, wer denn überhaupt in grünkarierten Shorts mit einer dicken Zigarre und einer Bierdose in der Hand sexistische Witze reissen will. Und damit wären wir bei einer moralisch leicht anrühigen Spezies, dem Golfer.

Gut zwei Drittel der aktiven Golfer sind Männer. Für sie sind Golfplätze zum wichtigsten Refugium des politisch Unkorrekten geworden. Golfplätze und ihre Clubhäuser sind der einzige öffentliche Ort der Gegenwart, wo noch fast alles erlaubt ist. Besonders in den USA ist das der Fall. Nirgendwo sonst sieht man darum so viele Männer in grünkarierten

Hosen, die mit rauchenden Zigarren und Bierfahnen über die Golfplätze torkeln. Der Golfplatz ist der letzte Naturschutzpark der Zeitgeistverweigerung.

Morgens um drei in einem Auto mit zwei Plattfüssen einzuschlafen, gilt in diesem Kreis als Verhalten, das man augenzwinkernd zur Kenntnis nimmt.

Nike wird seinem unkorrekten Aushängeschild Woods darum weiter die Treue halten, wie das auch andere Sponsoren tun. In seiner letzten Liste schätzte das Magazin *Forbes* das Golf-Ass auf ein Jahreseinkommen von rund 60 Millionen Dollar und ein Vermögen von 740 Millionen Dollar. Das Vermögen würde noch höher liegen, wenn Woods im Jahr 2010 die Scheidung von seiner schwedischen Frau Elin Nordegren nicht über 100 Millionen gekostet hätte.

Der Scheidung vorausgegangen war eine Affäre, in der wir die gleichen Schlagzeilen wie jetzt lesen konnten, also epische Grabgesänge auf die Golfikone und die Ankündigung ihres Karriereendes.



Woods' Polizeifoto.

Ein guter Golfspieler spielt an einem schlechten Tag unterirdisch.

Woods hatte damals seinen Cadillac nahe seiner Villa in einen Hydranten gesetzt. Es war halb drei morgens, also eine halbe Stunde früher als diesmal. Woods kam von einem amourösen Intermezzo. In der Folge poppte in den Medien Enthüllung um Enthüllung über sein Sexualleben auf. Gleich im Dutzend meldeten sich Damen, mit denen Woods offenbar intim zugange war, darunter bemerkenswert viele aus der Pornoindustrie.

Der Abscheu der Golfergemeinde hielt sich in engen Grenzen. Woods, so lautete die Einschätzung im Fachjargon, habe bemerkenswert gut eingelocht.

Schnell kursierte in den Clubhäusern ein Witz, der die Stimmungslage auf den Punkt brachte: «Was ist der Unterschied zwischen Tiger Woods und einem Alltaggolfer? Tiger Woods sagte zu Hause, er gehe auf den Golfplatz. Stattdessen ging er heimlich zu einer Geliebten. Der Alltaggolfer sagt zu Hause, er gehe zu einer Geliebten. Stattdessen geht er heimlich auf den Golfplatz.»

Auch damals sah Werbepartner Nike keinen Grund, sich von seinem leichtlebigen Publikumsliebling zu trennen. Von den anderen Sponsoren kündigten nur der Telekomkonzern AT&T und Pepsi-Cola die Verträge auf. Unter ihren Kunden sind viele Frauen, die Woods Eskapaden weniger amüsant fanden.

Geschichte eines Rauf und Runter

Nach den skandalisierten Sexstoriys spielte Woods weniger Golf, gewann zwei Jahre lang kein einziges Turnier und fiel auf Platz 128 der Weltrangliste zurück. Auch für Golfspieler aus

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Monte Verità

Sarah Springman, Rektorin ETH Zürich

Mein liebster Ferienort ist der Monte Verità. Dieser Hügel liegt oberhalb von Ascona und bietet einen einmaligen Blick über den Lago Maggiore. Seine geologische Beschaffenheit verursacht besonders starke magnetische Kraftfelder. Auch die Geschichte des Hügels ist Teil seiner einzigartigen Ausstrahlung. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war er ein Zufluchtsort für Kunstschaffende und Freigeister. Der Monte Verità besteht aus einem bemerkenswerten Architektur-Ensemble inmitten eines subtropischen Parks. Es ist ein magischer Ort, der auch kulinarisch mit einem ausgezeichneten Restaurant sowie mit hervorragenden Weinen überzeugt.



dem Hobbybereich war das keine Überraschung.

Golf, das sagt auch die Sportwissenschaft, ist die schwierigste und komplexeste Sportart dieses Planeten. Nirgendwo sonst spielen Muskelspannung, physische und psychische Koordination, Schwungelemente und besonders auch mentale Stärke derart vielschichtig ineinander. Darum sind enorme Formschwankungen bei Golfern viel häufiger als in anderen Disziplinen. Ein guter Tennisspieler spielt auch an einem schlechten Tag leidliches Tennis. Ein guter Golfspieler spielt an einem schlechten Tag unterirdisch. Golf, das weiss jeder normale Golfspieler, ist deshalb die Geschichte eines ständigen Rauf und Runter. Wenn man oben spielt, ist das Unten nicht weit. Wenn man unten spielt, ist das Oben nicht weit.

Auch nach seiner Sexaffäre waren die schlechten Tage für Woods schnell vorbei. Bereits 2013 war er wieder die Nummer eins der Welt. Mit 8,5 Millionen Dollar erspielte er sich fast so viel jährliches Preisgeld wie zu seinen besten Zeiten. Eine vorübergehende Liaison mit Skistar Lindsey Vonn war gleichzeitig für beide Seiten eher ein PR-Gag mit zusätzlichem Erlöspotenzial. Dann aber begann eine endlose Verletzungsserie. Leistenbrüche, Knie- und Rückenoperationen folgten sich. 2016 und 2017 spielte Woods nur zwei Turniere. Nach seiner letzten Rückenoperation vor fünf Wochen gab er sich optimistisch, im nächsten Jahr wieder antreten zu können. Wenn Woods wieder spielen kann, wird er schnell wieder zu den Besten der Branche gehören.

Golf ist die Geschichte eines ständigen Rauf und Runter. Golfer wissen das. Nichtgolfer wissen das nicht. Nur Nichtgolfer brauchen darum Ausdrücke wie «Talfahrt» und «Nieder-gang». Sie wissen nicht, wie es wirklich ist. ○

Frauen ohne Gnade

Frauen sind genauso imstande wie Männer, alle möglichen brutalen Verbrechen zu begehen und Befriedigung dabei zu empfinden. Wenn sie das, historisch gesehen, weniger oft getan haben, dann vor allem deswegen, weil sie nicht die Gelegenheit hatten. *Von Martin van Creveld*

Man muss es den Frauen zugestehen: Selten in der Geschichte waren sie in der Position, Gesetze zu erlassen und anzuwenden. Auf eine Parlamentarierin kamen zehn Männer, wenn nicht mehr. Auf jede Richterin kamen zehn, wahrscheinlich mehr Richter. Und die Drecksarbeit des Scharfrichters – Enthaupten, Verbrennen auf dem Scheiterhaufen, Kreuzigen, Steinigen und so weiter – wurde in den seltensten Fällen, wenn überhaupt, von Frauen erledigt.

Doch niemand wird bestreiten, dass Frauen genauso grausame Taten verüben können wie Männer. Beginnen wir, wie so oft, mit der griechischen Mythologie. Nicht weil dort von Ereignissen berichtet wird, die tatsächlich passiert sind, sondern weil diese Geschichten, wie ihre Langlebigkeit und ihre fortdauernde Popularität bezeugen, tiefe Einblicke in die menschliche Psyche geben und (vielleicht noch eindrucksvoller als andere Sagen) von den merkwürdigen und schrecklichen Dingen erzählen, derer der Mensch fähig ist.

Um Aktaion dafür zu bestrafen, dass er sie nackt erblickt hat, verwandelte ihn die Jagdgöttin Artemis in einen Hirsch, der dann von seinen Hunden zerfleischt wurde. Um Alkmeone zu bestrafen, die mit Zeus geschlafen hatte, entsandte seine eifersüchtige Gemahlin Hera Schlangen, die das Baby Herakles töten sollten. Io, die sich ebenfalls mit Zeus eingelassen hatte, liess Hera von so vielen Bremsen stechen, bis diese, fast verrückt geworden, sich umbringen wollte. Medea tötete ihren Bruder, ihre beiden Kinder und einen ihrer Onkel. Bei anderer Gelegenheit brachte sie zwei Königstöchter dazu, ihren Vater in einem Kessel zu kochen und zu verspeisen.

Besondere Plätze im Amphitheater

Wie heisst es so schön: «Der Hölle Zorn ist nichts gegen die Wut einer verschmähten Frau.» Nicht umsonst waren es Frauen, die Erinnyen, die in der Vorstellung der alten Griechen für Rache und Vergeltung standen. So furchtbar war das Antlitz der Medea, dass jeder, der sie erblickte, augenblicklich in Stein verwandelt wurde. Bescheidenheit und Eifersucht waren aber nicht die einzigen Motive, die manche Frauen dazu trieben, grauenhafte Taten zu verüben. Nehmen wir nur die Orpheus-Sage. Orpheus war ein Sänger und Lyra-Spieler. Seine Musik war so betörend schön, dass die Tiere von den Feldern herbeiströmten und sich um ihn scharten, ihm zuzuhören. Doch dann verlor er seine innig geliebte Frau

Eurydike. Er durfte sie aus der Unterwelt zurückholen, verlor sie aber ein zweites Mal. In seiner Verzweiflung irrte er umher, traf auf eine Gruppe von Mänaden, Anhängerinnen des Weingottes Dionysos, die, von Wein und Gesang berauscht, ihn in Stücke rissen.

In der ganzen englischen Geschichte hat kein Herrscher mehr Hexen hinrichten lassen als Elizabeth I., die «gute Queen Bess». Bei einigen nordamerikanischen Indianerstämmen, etwa den Cherokee, Irokesen, Omaha und Dakota, war es eine Spezialität der Frauen, Kriegsgefangene zu Tode zu foltern. Es ging darum, den Opfern möglichst grosse Schmerzen zuzufügen und sie zugleich zu demütigen. Einem Bericht aus dem Arabien des neunzehnten Jahrhunderts ist zu entnehmen, dass heiratswillige Männer sich einer bizarren Zeremonie zu unterwerfen hatten. Splinternackt stand der Bräutigam vor der Braut und musste sich den Penis häuten lassen. Die Braut sass derweil auf der Erde, spielte Trommel und schaute zu. Wenn der



Abu Ghraib: US-Soldatin England, um 2003.

Mann auch nur mit der Wimper zuckte, hatte die Braut das Recht, ihn abzulehnen. Und Rudyard Kipling schrieb 1895 in seinem Gedicht «The Young British Soldier» über die Kriege an der Nordwestgrenze Indiens:

«Wenn du verwundet liegst auf den Ebenen Afghanistans / und die Frauen kommen, aufzuschneiden, was von dir übrig ist, dann nimm dein Gewehr und gib dir die Kugel / und geh zu deinem Gott wie ein Soldat.»

Bei Hinrichtungen waren nicht nur Männer, sondern auch Frauen äusserst interessierte Zuschauer. Die Vestalinnen hatten besondere Plätze im Amphitheater, wo sie, neben anderen schönen Darbietungen, mit ansehen konnten, wie Personen beiderlei Geschlechts von wilden Tieren zerfleischt wurden und Frauen mit Tieren kopulieren mussten. Voltaire berichtet, dass zur überaus grausamen Hinrichtung des

Königsattentäters Robert François Damiens auf der Place de Grève im Jahr 1757 nicht nur mehr Frauen als Männer erschienen waren, sondern dass die Frauen auch weitaus gefühlloser auf die entsetzlichen Qualen des Opfers reagierten. Die *tricoteuses* (Strickerinnen), die sich um die Guillotine scharten, haben zu Recht Berühmtheit erlangt. Und wenn in Amerika Verbrecher hingerichtet werden, schauen nicht nur Männer, sondern regelmässig auch Frauen zu. Und welche Szene beobachtet die schöne junge Frau, die Lippen leicht geöffnet, die Kees van Dongen 1910 gemalt hat («Femmes à la balustrade», Musée de l'Annonciade, Saint-Tropez)? Einen Stierkampf? Oder ein Autodafé?

Schmerzhaftes Experimente

Die Liste der Frauen, die sich am Leiden anderer Menschen ergötzen und manchmal aktiv daran beteiligt waren, lässt sich beliebig fortsetzen. Hier möchte ich mich auf zwei Beispiele beschränken. Das Vorgehen der deutschen Einsatzgruppen, die im Zweiten Weltkrieg schätzungsweise eine Million Juden in Russland und Polen ermordeten, ist hinlänglich bekannt. Weniger bekannt ist, dass die Ehefrauen einiger involvierter Offiziere ihre Männer besuchten und bei den Verbrechen zuschauten. Mindestens eine solche Frau hat während der Flitterwochen von einem Balkon aus Gefangene erschossen.

Unter den KZ-Aufsehern waren Frauen eine kleine Minderheit. Trotzdem haben sich einige – namentlich Irma Grese in Bergen-Belsen, Maria Mandl in Auschwitz, Ilse Koch in Buchenwald und Hertha Ehlert in Ravensbrück – einen furchterregenden Ruf erworben. Ein besonderer Fall ist Herta Oberhauser, die als Ärztin in Ravensbrück grausame medizinische Versuche an Häftlingen durchführte. Ihre Spezialität war es, den Versuchspersonen Wunden zuzufügen, die mit Holz- und Glassplintern, Nägeln und Dreck versehen wurden, um Verletzungen zu simulieren, wie sie Soldaten im Gefecht erleiden. Diese äusserst schmerzhaften Experimente endeten meist damit, dass Oberhauser den Opfern eine tödliche Injektion gab.

Einige dieser Frauen waren (wie etwa Ilse Koch) mit Militärkollegen verheiratet oder verlobt. Andere waren ledig und wurden, wie die Männer, von SS-Chef Heinrich Himmler dazu angehalten, «kameradschaftliche Beziehungen» zu den anderen Aufsehern zu pflegen. Nach dem Krieg wurde nur sehr wenigen der Prozess gemacht, ob von den Besatzungs-



Von Wein und Gesang berauscht: Darstellung von Orpheus' Ermordung durch Mänaden.

mächten oder, viel später, von der deutschen Justiz. Aber niemand wurde zum Tod verurteilt.

Das zweite Beispiel, auf das ich hinweisen möchte, ist Abu Ghraib, das berüchtigte irakische Gefängnis unweit von Bagdad. Unter Saddam Hussein sassen dort politische Häftlinge ein, die in den meisten Fällen gefoltert und hingerichtet wurden. Nach Saddams Sturz wurde das Gefängnis in «Camp Redemption» umbenannt – ein hübsches Beispiel amerikanischer Heuchelei. Bis zu 7500 Personen waren dort inhaftiert. Kommandeurin des Gefängnisses war Brigadegeneral Janis Karpinski, als Aufseher wurden Männer und Frauen eingesetzt. In Abu Ghraib wurde anscheinend regelmässig gefoltert – offiziell während der Verhöre, ansonsten mehr oder weniger nach Belieben von kaum ausgebildeten Wachleuten, die Angst vor den Häftlingen hatten und sie hassten. Die herausgeschmuggelten und von den Medien verbreiteten Fotos schockierten die Welt. Umso mehr, als mindestens ein berühmter Künstler, der Kolumbianer Fernando Botero, sich davon

zu mehreren Gemälden inspirieren liess. Von insgesamt sieben US-Soldaten, die am Ende angeklagt wurden, waren vier Frauen. Karpinski erhielt eine Rüge und wurde zum Oberst degradiert, was für sie lediglich eine finanzielle Einbusse bedeutete. Aber sie wurde nicht vor Gericht gestellt.

Auch unter Selbstmordattentätern spielen Frauen eine wichtige Rolle. All diese Beispiele machen deutlich, dass Frauen genauso imstande sind wie Männer, alle möglichen brutalen Verbrechen zu begehen und Befriedigung dabei zu empfinden. Wenn sie das, historisch gesehen, weniger oft getan haben, dann vor allem deswegen, weil sie nicht die Gelegenheit dazu hatten. Wie der Fall Abu Ghraib zeigt, könnte sich das bald ändern, da ihnen inzwischen jeder Beruf offensteht, auch im Militär.

Fragt sich nur, ob wir als Gesellschaft und ob die Frauen selbst das wirklich wollen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Martin van Creveld ist ein israelischer Militärgeschichtswissenschaftler und einer der renommiertesten Strategieexperten.



Trumps Woche

Die Ausrede

Schlagabtausch mit London.
Heckenschuss aus eigener Reihe.
Und in Amerika wird gebaut.

Die Phalanx gegen US-Präsident Trump ist um einen Feind reicher. Der Londoner Bürgermeister Sadiq Khan hat die britische Regierung aufgefordert, den für Oktober geplanten Staatsbesuch von Donald Trump abzusagen, nachdem dieser im Gefolge des Terroranschlags auf der London Bridge in zwei Tweets massive Vorwürfe gegen Khan erhoben hatte.

Trump hatte auf ein Statement Khans reagiert, der die Londoner am Sonntagmorgen beruhigt hatte: «Die Londoner werden heute und in den nächsten Tagen eine verstärkte Polizeipräsenz bemerken. Es gibt keinen Grund, alarmiert zu sein.»

@realDonaldTrump twitterte: «Mindestens sieben Tote und 48 Verletzte bei Terroranschlag, und der Londoner Bürgermeister sagt: «Es gibt keinen Grund, alarmiert zu sein!»»

Khan warf dem Präsidenten vor, seine Erklärung aus dem Zusammenhang gerissen zu haben, was Trump mit der Bemerkung quittierte: «Erbärmliche Ausrede des Londoner Bürgermeisters Sadiq Khan, der sich wegen seines «Kein Grund, alarmiert zu sein» rasch etwas einfallen lassen musste. [Die] MSM [Mainstream-Medien] sind nun eifrig dabei, das zu verkaufen!»

Derweil geriet Trump auch in den eigenen Reihen unter Beschuss. George Conway, konservativer Anwalt und Ehemann von Trump-Beraterin Kellyanne Conway, kritisierte Trumps beharrliche Tweets zum Thema Einreisemoratorium: «Bei diesen Tweets fühlt sich mancher vielleicht besser, aber sie werden [dem Solicitor General] nicht helfen, fünf Stimmen [im Obersten Bundesgericht] zu bekommen, und nur das zählt. Traurig.» Conway wies darauf hin, dass seine entschiedene Unterstützung des Präsidenten und von dessen Politik der Grund sei, weshalb er seine Stimme erhebe. Keine Reaktion von @realDonaldTrump.

Jenseits der Twitter-Welt wird in Amerika gebaut. In dieser Woche will der Präsident die Modernisierung der Infrastruktur (Strassen, Wasserwege, Stromversorgung und Luftverkehr) im Umfang von einer Billion vorstellen.



Versöhnung unwahrscheinlich: Londons Bürgermeister Sadiq Khan.



Ikone der Woche

Sadiq Khan

Von Rolf Hürzeler

Der amerikanische Präsident Donald Trump kann es nur schlecht mit den Londoner Bürgermeistern. So verärgerte er vor fast zwei Jahren den damaligen Amtsinhaber und heutigen Aussenminister Boris Johnson mit der Bemerkung, einzelne Strassen in London seien «No-go-Areas». Dieser behauptete daraufhin frech, einzelne Teile von New York zu meiden, weil er dort Donald Trump begegnen könnte.

Nun hat der US-Präsident Johnsons Nachfolger Sadiq Khan im Visier, den pakistanisch-stämmigen Bürgermeister, der sich zur sunnitischen Glaubensrichtung bekennt. Er bat die Bürger nach dem Anschlag auf der London Bridge, nicht in Panik zu verfallen. Die Bemerkung war ungeschickt, obgleich sich der 47-jährige Labour-Politiker Khan auf die massive, bewaffnete Polizeipräsenz berufen haben will, die bis vor wenigen Jahren in Grossbritannien undenkbar gewesen wäre. Trump twitterte: «Mindestens 7 tot, 48 verwundet, und der Londoner Bürgermeister sagt: <Keinen Grund zum Alarm.>» Nachdem Khans Büro den Sachverhalt aus seiner Sicht klargestellt hatte, twitterte Trump zurück: «Erbärmliche Entschuldigung.»

Fatwa gegen Khan

Der Schaden war angerichtet. Trump erkannte eine neue Chance, sein etwas zwiespältiges Verhältnis zu den Muslimen zu akzentuieren. Denn Khan war vor seiner Wahl als Bürgermeister immer wieder ins Visier von Muslimkritikern geraten: Er hatte als Menschenrechtsanwalt Inhaftierte im Internierungslager Guantanamo Bay verteidigt; Khans Schwester war eine Weile mit einem angeblichen Islamisten verheiratet, und der Politiker soll vor elf Jahren eine Kundgebung auf dem Trafalgar Square besucht haben, wo ein Hassprediger aufgetreten war. Dennoch fällt es schwer, Khan als religiösen Spinner zu bezeichnen. Der Mann sieht sich sogar mit einer Fatwa konfrontiert, weil er die Schwulenehe befürwortet. Davon lässt sich Trump nicht beirren, man kann weiteres Anti-Khan-Gezwitscher erwarten.

Eine Versöhnung wie mit Boris Johnson ist unwahrscheinlich. Dieser ist zwar nicht der beste Freund von Trump geworden, aber die beiden geben sich leidlich Mühe miteinander, auch wenn es ungewöhnlich ist, dass sich ein Staatsoberhaupt in die politischen Fährnisse eines Drittlandes einmischt. Johnson versicherte zwar Khan seine Unterstützung, will aber die angesagte Visite des Präsidenten nicht verschieben.

Das einzige Handicap

Der Dirigentenberuf ist seit dem 19. Jahrhundert eine fast undurchdringbare Männerdomäne. Die vielen Bestrebungen, dies zu ändern, kommen nur zaghafte voran.

Von Alain Claude Sulzer

Da ich die Kunst der Hochrechnung nicht beherrsche, kann ich nicht einmal annähernd ermessen, an wie vielen Abenden ich in den letzten fünfzig Jahren – ich begann früh damit – in den unterschiedlichsten Konzertsälen zwischen Basel und Schanghai, Verbier und Paris, Berlin und Los Angeles sass. Jedenfalls sehr oft. Zum ersten Mal war es in Bern. Ich war höchstens elf Jahre alt, als ich anlässlich eines Ferienaufenthalts mit meinem Onkel Walter, einem musikliebenden Bankbeamten und dilettierenden Geiger, ein Konzert des Berner Symphonieorchesters besuchte. Paul Kletzki, damals Chefdirigent in Bern, leitete das Orchester.

Etwas später wünschte ich mir ein Abonnement des Basler Kammerorchesters, dessen Leiter Paul Sacher war; er dirigierte immer. An Sacher war – das sah sogar ein Kind mit blosser Auge – nichts charismatisch. Was man auch Aura nennen könnte, überliess er mit hölzerner Grandezza seinen Solisten: Mstislaw Rostropowitsch und Rudolf Serkin etwa, die von weither reisten, um unter seiner Leitung aufzutreten. Aber auch ohne Charisma hielt er das Heft fest in der Hand. So fest, dass ihm beim Fuchteln einmal der Taktstock zerbrach – das war das Äusserste an Temperament (beruflich), das er je zu erkennen gab.

Lauter Männer

Kletzki und Sacher waren die ersten einer endlos langen Reihe von Dirigenten, die ich sah und die über Karajan, Solti und Haitink bis zu Levine, Barenboim und Rattle reichte (um nur die bekanntesten zu nennen). Kein Wunder also, dass es mir unmöglich ist, zu sagen, wie viele Dirigenten ich im Lauf meines Lebens als Konzertbesucher «gehört» habe. Es müssen Hunderte gewesen sein. Eines hingegen weiss ich mit absoluter Sicherheit: Es waren lauter Männer!

Die beiden Ausnahmen, die die Regel mit geradezu niederschmetternder Aussagekraft bestätigen, waren Eve Queler in New York und Julia Jones in Basel (die ich dort auch als Operndirigentin erlebt habe). Namen von Dirigentinnen zu ermitteln, kommt immer noch der Suche nach Nadeln im Heuhaufen gleich. Wer fündig werden will, bedarf deshalb eines starken Magneten. Doch was ist bedenklicher? Die Tatsache, dass Dirigentinnen auf den Konzert-

podien noch immer einsame Ausnahmen bilden, oder der Umstand, dass es so lange gedauert hat, bis es mir überhaupt aufgefallen ist?

Ich habe ungezählte Geigerinnen, Pianistinnen und Cellistinnen in den unterschiedlichsten Konzertsälen spielen hören; unendlich viele Aufnahmen auf Schallplatten und CDs, die ich besitze, zeugen von ihrer Musikalität, ihrer Persönlichkeit und dem Selbstbewusstsein, mit denen sie der Welt zeigen, was sie wollen und was sie können; sie haben grosse Vorgängerinnen und werden grosse Nachfahrrinnen haben; ein Blick in die Musikregale und auf das Angebot der Streaming-Dienste genügt, um den Beweis zu führen.

Wo aber findet man die Dirigentinnen, die all die Argerichs, Mutters, Meyers, Frangs und Wangs vom Pult aus begleiten? Um in der analogen Welt des Konzertbetriebs fündig zu werden, muss man sich schon mit einem sehr speziellen Kompass (am besten Richtung Osten) aufmachen. Chefdirigentinnen findet man nur wenige: Inga Hilsberg bei den Kölner Symphonikern etwa, Joana Mallwitz in Erfurt, Mirga Grazinyte-Tyla in Birmingham (wo ihre Vorgänger Simon Rattle und Andris Nelsons hiessen), Susanna Mälkki in Helsinki; ansonsten weiterhin vor allem Männer bei den Orchestern dieser Welt. 2015 waren laut einer Statistik 97,8 Prozent der Chefdirigentenposten in Männerhand. Wenig deutet darauf hin, dass sich daran in den letzten zwei Jahren Entscheidendes geändert hat, ausser man würde einstellige Prozentzahlen schon für eine erwähnenswerte Progression halten.

Geändert hat sich im vergangenen Festivaljahr immerhin das Aufmerksamkeitspotenzial, als

das Lucerne Festival unter dem Motto «Primadonna» stand, was den Auftritt des weiblichen Pendants zum Maestro unumgänglich machte: Die Maestra war medial in aller Munde. Wenn auch nur kurzfristig. Nachdem im Luzerner Festivaljahr 2016 ein gutes Dutzend Frauen mit Taktstock das Podium betraten, ist 2017 auch am Vierwaldstättersee wieder ernüchternde Normalität eingekehrt: Gerade noch zwei dirigierende Frauen sind dieses Jahr auszumachen: Kristiina Poska aus Estland und Mirga Grazinyte-Tyla aus Litauen (auf den Nordosten zu fokussieren, war übrigens

gar nicht so falsch, denn von hier aus scheint sich neuerdings eine selbstbewusste Generation von Dirigentinnen auf den Weg gemacht zu haben, die sich so schnell nicht beirren lässt).

Vom Taktstockdiktator zum Magier

Man muss kein Verfechter von Frauenquoten sein, um sich die Augen zu reiben und nach der Ursache, vor allem aber nach der Berechtigung, eines solchen Missverhältnisses zu fragen. Kein lebender männlicher Musiker (oder Kritiker) wird in Abrede stellen, dass Frauen die Fähigkeit besitzen, Musik zu interpretieren. Dass sie dies anders (gar schlechter) täten als ihre männlichen Kollegen, lässt sich gegen sie nicht vorbringen, wie die Blindverkostungen von aufmerksamen Hörspezialisten (Männern wie Frauen) etwa bei der «Diskothek» (auf Radio SRF 2 Kultur) beweisen. Ernstlich wird also niemand behaupten, dass Martha Argerichs Ravel weiblich, Grigori Sokolows Chopin hingegen männlich sei, beziehungsweise Argerichs Ravel nicht zupackend oder Sokolows Chopin nicht empfindsam genug.

Es gibt hundert verschiedene Arten der Interpretation eines Musikstücks, eine weibliche gibt es so wenig wie eine männliche; Musik ist nun einmal von Hause aus *transgender*, auch wenn die Komponisten (fast) alle männlich waren (doch auch da hat sich in den letzten Jahren einiges verändert). Auf die Frage nach der Ursache der andauernden Abwesenheit dirigierender Frauen wird man schneller eine Antwort finden als auf die, ob sie berechtigt sei.

Als im 19. Jahrhundert der Dirigent erfunden wurde, den es zuvor bestenfalls als Taktierer vom Continuo aus gegeben hatte, waren ausschliesslich Männer am Werk: Komponisten und Orchestermusiker gebaren den Taktstockdiktator (der im Lauf der Zeit zum «Magier» mutierte) aus ihrer Mitte; die wenigen Clara Wiecks am Klavier liess man gelten: hier kam es auf Fingerfertigkeit, nicht auf Fingerspitzengefühl im Umgang mit den Knebelbärten im Orchestergraben an. Mit dem Dirigenten war ein neuer Typus Musiker geboren: der oberste Machthaber über die anschwellenden Tonkohorten. Je grösser die Orchester in der Spätromantik wurden, desto allmächtiger herrschte der Maestro auf der Kommandobrücke über seine tönenden Bruttoregistertonnen. Mit ausgreifenden oder nur angedeuteten Arm- und Handbewegungen,



Dirigent Sacher.

Was man auch Aura nennen könnte, überliess er seinen Solisten.



Nadel im Heuhaufen: Joana Mallwitz, deutsche Chefdirigentin in Erfurt.



Aufreibende Jahre: Schweizer Dirigentin Caduff.



Was ist uns entgangen? Weingartner-Studer.



Kommandobrücke: Dirigentenlegende Abbado.

«Eisbrechend»

Warum gibt es nicht mehr Dirigentinnen? Exponenten der Schweizer Klassik geben Auskunft.

Alain Claude Sulzer, Librettist — Vor dreissig Jahren war eine Theaterregisseurin – zum Beispiel Andrea Breth – noch eine Sensation, beziehungsweise ein bestaunenswertes Objekt. Heute sind Regisseurinnen (gefühlter) Alltag. Wann wird es ebenso selbstverständlich sein, dass Frauen am Dirigentenpult stehen und gar Chefposten bekleiden?

Hans-Georg Hofmann, Leitung künstlerische Planung Sinfonieorchester Basel — Wir sind schon mitten in diesem Prozess. Es gibt inzwischen Dirigentinnen wie Mirga Grazinyte-Tyla, Susanna Mälkki, Emmanuelle Haïm oder Alondra de la Parra, die für die nächsten drei Jahre ausgebucht sind. Bei uns werden in den kommenden drei Monaten zwei Dirigentinnen vor dem Orchester stehen. Die Männerdominanz bei den Orchestermusikern liegt in der Vergangenheit – es ist eine Frage der Zeit, dass es zum Alltagsgeschäft gehört, dass Dirigentinnen ein Orchester leiten und ihre eigene Lesart von Musik einbringen.

Michael Haefliger, Intendant Lucerne Festival — Es wird sicherlich noch eine Weile dauern, bis Dirigentinnen auf Chefpositionen zur Selbstverständlichkeit werden. Alleine ein Blick auf die Spielpläne von Schweizer Orchestern zeigt, wie wenig Dirigentinnen verpflichtet werden. Eigentlich sehr beschämend. Und dabei gibt es durchaus sehr hoffnungsvolle Dirigentinnen, die auch absolut das Zeug zur Chefdirigentin haben. Aber wie können junge Dirigentinnen Erfahrungen sammeln, wenn sie nicht verpflichtet werden? Wir haben in Luzern im vergangenen Sommer unter dem Thema «Primadonna» über vierzehn Dirigentinnen aufs Podium gebracht, und der Versuch hat sich wahrlich gelohnt. Das Birmingham Symphony Orchestra hat als einziges internationales Spitzenorchester in Europa im vergangenen Jahr eine Dirigentin, Mirga Grazinyte-Tyla, zur neuen Chefin erkoren und wird im kommenden Sommer mit ihr erstmals in Luzern auftreten. Das schafft Hoffnung. Ich glaube, wir Veranstalter brauchen mehr Mut und sollten Konzepte entwerfen, welche die Auftritte von vielversprechenden Dirigentinnen nachhal-



«Sensation»: Alain Claude Sulzer.



«Fünf bis zehn Jahre»: Ilona Schmiel.



«Gute Rate!»: Christoph Müller.



«Gegen das Klischee»: Numa Bischof Ullmann.



«Mehr Mut»: Michael Haefliger.



«Frage der Zeit»: Hans-Georg Hofmann.

tig unterstützen. Man darf an diesem wichtigen Thema gerade in der Schweiz nicht vorbeischaun, und auch die Orchester sollten sich gegenüber diesem Prozess mehr öffnen.

Ilona Schmiel, Intendantin Tonhalle-Orchester Zürich — Meine Prognose lautet: In fünf bis zehn Jahren ist es Alltag, Dirigentinnen in allen Funktionen zu haben. Es kann auch schneller gehen, wenn sich die jetzige junge Generation weiter so positiv entwickelt, die ja auch wichtige Chefposten bereits jetzt innehat oder im Herbst dieses Jahres antritt.

Numa Bischof Ullmann, Intendant Luzerner Sinfonieorchester — Vor dreissig Jahren waren es noch Ausnahmen, als in traditionsreichen Orchestern Stellen erstmals auch Musikerinnen anvertraut wurden. Sabine Meyers Berufung nach Berlin anno 1983 galt als bahnbrechend. Dirigentinnen mussten sich in den letzten drei Jahrzehnten einen Platz auf den von Männern dominierten Dirigentenpo-

dien hart erarbeiten und sowohl gegen die Tradition wie auch das Klischee antreten. Das hohe Ausbildungsniveau, der heutige Zeitgeist sowie erfolgreiche Beispiele von Chefdirigentinnen von Birmingham bis São Paulo relativieren die Frage bereits heute und in Zukunft noch mehr.

Christoph Müller, Intendant und CEO Gstaad Menuhin Festival sowie Konzertmanager Kammerorchester Basel — Bei der diesjährigen Gstaad Conducting Academy haben wir drei Dirigierstudentinnen von zwölf aktiven Dirigierstudenten (die vom Dirigenten Jaap van Zweden und seinem Team aus über 200 Bewerbern ausgewählt wurden). Das ist doch schon mal eine gute Rate! Ich finde das Thema etwas strapaziert ... (letztes Jahr Lucerne Festival, übertriebene Gewichtung in gewissen Medien usw.). Die dirigierenden Frauen werden ihren Weg in jedem Fall machen, zumindest die besten unter ihnen.

die untertänigst befolgt wurden, gab er zu verstehen, dass sein Wink genügte, um die Noten zum Klingen zu bringen, von denen er keine einzige selber produzieren musste. Wie der Börsenmakler mit Käufen und Verkäufen, operierte er mit unsichtbarem, aber einträglichem Material; wechselnde Dynamik, diverse Tempi und daraus resultierende Emotionen unter Hemdbrust und Korsett waren der Gewinn, an dem man sich berauschte. Hier wie dort war das Resultat Akkumulation: hier von Kapital, dort von Tonmassen, die sich zu immer gewaltiger werdenden sinfonischen Klangwellen auftürmten, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinüberschwappten.

Förderung durch männliche Mentoren

Dass Frauen im 19. Jahrhundert keine Wahl hatten, ist bekannt. Während es auf dem erheblich älteren, volksverhafteten Gebiet des Theaters immer mal wieder Prinzipalinnen wie Friederike Caroline Neuber gegeben hatte, die ihren Thespiskarren samt Truppe durch die Lande zogen, war Ähnliches im Musikleben der Vergangenheit gänzlich unbekannt. Während Intendantinnen und Regisseurinnen heutzutage auf den Schauspielbühnen gefühlter Alltag sind – was vor dreissig Jahren, als Andrea Breth noch wie eine Exotin bestaunt wurde, noch keineswegs der Fall war –, ist das Bild des Dirigenten merkwürdig statisch geblieben, auch wenn die Zeiten, in denen Arturo Toscanini es sich erlauben konnte, die Orchestermusiker aufs unflätigste zu beschimpfen, längst der Vergangenheit angehören.

Obwohl gestandene Maestri wie etwa Bernard Haitink oder David Zinman Dirigentinnen fördern, sind diese faktisch kaum öfter anzutreffen als in meiner Jugend, als die Schweizerin Sylvia Caduff die einzige Dirigentin war, von der ich je gehört hatte und lange hören würde (weniger auf Schallplatten als vielmehr in Illustrierten, die über sie wie über ein extraterrestrisches Wesen berichteten).

Auch für Sylvia Caduff war die Förderung durch männliche Mentoren wichtig. Dass sie die Karriere der heute achtzigjährigen Dirigentin entscheidend beeinflusst hätten, muss man jedoch bezweifeln, denn diese verlief alles andere als geradlinig (um nicht zu sagen im Sande). Der Vergleich mit dem beruflichen Aufstieg männlicher Dirigenten, deren Ausgangsposition ihrer eigenen entsprach, fällt überdeutlich (und wenig erstaunlich) zu ihren Ungunsten aus.

1965, ein Jahr bevor sie als erste Frau den Dimitri-Mitropoulos-Dirigentenwettbewerb in New York gewann, schrieb Herbert von Karajan, dessen von ihm überaus geschätzte Schülerin sie zunächst in Luzern gewesen war, dann drei Jahre lang seine Assistentin in Berlin, in einer persönlichen Empfehlung, er hoffe, «dass ihr vielleicht einziges Handicap, nämlich eine Frau zu sein, in der Entfaltung



Höhere Aufmerksamkeit: Mirga Grazinyte-Tyla, litauische Chefdirigentin in Birmingham.

ihrer Karriere, die ich ihr von Herzen wünsche, nicht hinderlich sein möge».

Doch natürlich war genau dieses Handicap das einzige Kriterium, das massgeblich über ihre musikalische Laufbahn entschied. Während Claudio Abbado, der den renommierten amerikanischen Dirigentenpreis drei Jahre vor ihr gewann, kurz darauf – nicht zuletzt aufgrund des Preises – die musikalische Leitung der Mailänder Scala übertragen wurde, musste Caduff bis 1977 auf eine ähnliche, aber nicht im Entferntesten vergleichbare Position warten: Sie wurde Chefdirigentin des Städtischen Orchesters Solingen (heute: Bergische Symphoniker) – und damit die erste Generalmusikdirektorin Deutschlands.

Trotz dieser Pionierleistung könnte die Diskrepanz zwischen einer männlichen und einer weiblichen Musikerkarriere kaum grösser sein. Nach aufreibenden Jahren – die der prekären finanziellen Situation Solingens geschuldet waren – verliess Caduff 1985 Solin-

gen. Es wurde still um sie, auch wenn sie sich nie offiziell zurückgezogen hat.

Das Unvorstellbare denken

In den letzten zehn Jahren ist Sylvia Caduff kein einziges Mal um ein Dirigitat in der Schweiz angefragt worden. Dass der Prophet (erst recht wohl die Prophetin) im eigenen Land nichts gilt, ist eine Binsenwahrheit. Warum sich allerdings das Lucerne Festival ausgerechnet im Jahr der Frauen einen Auftritt der Doyenne der Dirigentinnen entgehen liess, bleibt rätselhaft. Sie sei ja noch da und man könne sie anfragen, sagte sie kürzlich in einem Interview (ihr Wort ins Ohr der Orchesterintendanten!). Dass sie – nach eigener Aussage – nicht zur Kämpfernatur erzogen worden war, erwies sich als weiteres Handicap, das ein Sieger wie Karajan nicht bedacht hatte.

Darüber, was uns entgehen würde, wenn es die Interpretationen von Clara Haskil, Lili Kraus, Alicia de Larrocha und Jacqueline du Pré, von Martha Argerich, Midori oder Anne-Sophie Mutter nicht gäbe, sind wir uns im Klaren, weil wir sie in konservierter Form besitzen.

Was uns entging, indem wir auf die Interpretationen der grossen sinfonischen Werke durch Dirigentinnen wie Carmen Weingartner-Studer (1908–1987), Hedy Salquin (1928–2012), Sylvia Caduff und all die namenlos gebliebenen Frauen verzichten mussten, die es aufgrund ihres Geschlechts nicht auf eine Konzertbühne schafften, können wir gar nicht ermessen – oder höchstens mit Hilfe jener Fantasie, die das Unvorstellbare zu denken imstande ist.

Wollen wir hoffen, dass das vor kurzem noch Unvorstellbare eines nicht allzu fernen Tages Normalität sein wird. Die Zeichen stehen nicht schlecht, wenn man den verantwortlichen Intendanten glauben will.

Alain Claude Sulzer, Schweizer Schriftsteller, schrieb das Libretto zu David Philip Heftis Oper «Annas Maske», die am 6. Mai 2017 Premiere in St. Gallen gehabt hat, sowie die Zwischentexte zu Zoltán Kodály's «Háry-János-Suite», die am 27. August 2017 im KKL aufgeführt wird. Das Sinfonieorchester Basel wird dann von der Dirigentin Kristiina Poska geleitet.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Quinten

Mathias Seger, Captain der ZSC Lions, Schweizer Rekordnationalspieler

Unsere Kinder lieben das Campieren und Zelten. Deshalb fahren wir oft mit unserem alten VW-Bus los und entdecken die Schweiz. Der Bus bietet Schlafgelegenheiten für die ganze Familie. Kürzlich waren wir in Tenero zum Wandern und Baden. Ein beliebtes Ausflugsziel ist zudem Quinten am Walensee. Es ist ein zauberhafter Ort, den man nur zu Fuss oder per Schiff erreicht. Ganz speziell ist, dass sich dort ein Mikroklima entwickelt hat, dass so mild ist, dass sogar Feigen und Kiwis wachsen. Allzu lange Ferien kann ich aber nicht machen. Denn schon im Juli trainieren wir wieder auf dem Eis – und dort haben wir nach dem enttäuschenden Saisonschluss einiges gutzumachen.



«Ich bin in dem Beruf, um aufzufallen»

Hollywood- und Theaterschauspieler Klaus Maria Brandauer spricht nicht über Europa. Dafür über den Bedeutungsverlust des Theaters und über Männlichkeit.

Von Mark van Huissing und Nathan Beck (Bild)

Fragen wartete der 73-jährige Schauspieler, wohl einer der wichtigsten deutscher Muttersprache, nicht ab, solche brauchen bloss Amateure. Bei Klaus Maria Brandauer jagte eine Anekdote die nächste Pointe. Bis er nach stundenlanger kurzweiliger Rede sagte: «Ja, das tönt jetzt alles vielleicht gut und lustig. Doch wenn Sie das Band abhören, werden Sie sehen, wie schwer es ist, daraus etwas Gescheites zu machen.» Unser Mitarbeiter bedauerte es tatsächlich für einmal, keine TV-Sendung (mehr) zu haben. Die Abschrift seiner Show, fand der Hauptdarsteller dann aber, nachdem er diese (fast) änderungsfrei autorisiert hatte, sei einigermassen gelungen. Und gebe mehr oder weniger wieder, was er erzählt habe.

Das Sprechtheater hat einen Bedeutungsverlust hinter sich, liest man. Erleben Sie's auch so?

Immer wieder. Und deshalb ist mir überhaupt nicht bang. Das kann mich auch gar nicht interessieren. Denn jede Generation versucht mit einem neuen Blick die Welt und somit das Theater zu sehen. Darum habe ich nicht das Gefühl, dass es einen Bedeutungsverlust gibt. Es gibt vielleicht da oder dort, aus politischen Gründen, Theaterschliessungen. Die gibt's immer wieder und gab's immer wieder. Ich kann nur sagen, die Wiener Theater sind gut besucht. Und auch meine Erfahrung aus Berlin ist: Da gibt es keinen Besucherschwund. Es ist überall dort ein bisschen schwierig, wo die Theatermacher nicht erklären können, warum sie einen anderen Blick aufs Theater versuchen.

Modisches Theater?

Ich kann mit solchen Sachen sowieso nichts anfangen – modisch oder konservativ. Es muss die Leute in Brand schiessen. Oder unglaublich glücklich machen.

Ein recht hoher Anspruch.

Anders geht es nicht; ich versuche das.

Modisches Theater ist einfacher, nehm' ich an.

Sie können ja modisch in Brand schiessen: «Humlet, Humlet, Humlet; uffala, uffala», so kann doch ein «Hamlet» anfangen. Und der Hamlet tritt auf und hat einen langen Gartenschlauch und spritzt alle [Zuschauer] an, die ganzen Familien. Denen rinnt das Wasser von den Kleidern ... Ich hab eine solche Aufführung gesehen.

Schadet das dem Theater?

Um Gottes willen, das hält das Theater aus. Zumindest fast immer. Und wenn dieser

«Hamlet» fünfzig ausverkaufte Vorstellungen hat, dann hat es den Sinn von Theater erst mal erfüllt – ich bin da nicht dagegen. Ob das immer auch gut ist, steht auf einem anderen Blatt. Das ist die Verantwortung derer, die Theater machen.

Das Problem des Theaters, wo es eins gibt, ist hausgemacht?

Es ist immer hausgemacht, Theater findet vor Ort statt, das Feuilleton interessiert dort eigentlich gar niemanden. Und ich möchte nicht sagen, was Sie gesagt haben, aber ich möchte, dass es Erwähnung findet. [Ich habe gesagt, Journalisten hätten ebenfalls einen Bedeutungsverlust hinter sich – und schreiben vielleicht auch deshalb von der Krise der Theater.] Es gibt die Dauerkrise des Theaters, seit Thespis [griechischer Tragödiendichter, gilt als Erfinder des Dramas, führte 534 v. Chr. in Athen die erste Tragödie auf] in Griechenland angefangen hat. Die Krise ist der Aggregatzustand des Theaters. Und das ist gut so.

Wofür werden Sie auf der Strasse erkannt – für Ihre Rollen im Theater oder im Film?

«Jede Generation versucht, mit einem neuen Blick die Welt und somit das Theater zu sehen.»

Für alle, manchmal sogar für welche, die ich gar nicht gespielt habe.

Es laufen also gebildete Leute rum, die Sie als Jedermann oder Wallenstein auf der Bühne gesehen haben?

Auch das gibt es. Aber ich bin über jeden Zwölfjährigen froh, der sagt: «Ah, Maximilian Largo» [sein Charakter im James-Bond-Film «Never Say Never Again» von 1983]. Es ist klar: Wenn man grad einen Film hat, noch dazu einen internationalen, der Millionen von Leuten erreicht, dann ist man ein sogenannter *household name* [vertrauter Name]. Währenddem man, wenn man in Wien am Theater spielt, halt in Wien bekannt ist.

Der Unterschied?

Es gibt keinen. Ausser der Annehmlichkeit, sich hin und wieder ein paar bessere Voraussetzungen für das Leben schaffen zu dürfen. **Ah, es reicht nicht bloss, um einen besseren Tisch im Restaurant zu bekommen ...**

Das fällt da auch mit hinein.

Toll, haben Sie ein Beispiel?

Nein, das heisst, ich habe viele Beispiele. Aber das möchte ich den anderen Menschen,

die mir das haben angedeihen lassen, hier nicht zumuten. Mir war das nicht immer recht, aber ich hab's angenommen.

Tönt bescheiden, dabei sagt man, Sie seien arrogant.

Sie können auch angeben: «Ha, ich mach' das Tollste ...» Wenn Sie zugeben, dass Sie das brauchen, dann geht das. Ich zum Beispiel brauch' manchmal eine Vergrösserung von mir selber. Weil ich mich oft so klein fühle.

Fishing for compliments, nach so vielen Jahren immer noch – leiden Sie an der Berufskrankheit des Schauspielers, oder sind Sie nur ein super Interviewgeber?

Nein, ich bin ganz ehrlich. Weil ich mich manchmal klein fühle oder klein bin. Aber nicht, dass wir jetzt ein Problem da draus machen. Sie sehen: Der ehrliche Zugang in einem Gespräch kann einen in Teufels Küche bringen.

Ich hab gehört, Sie setzten sich immer durch im Beruflichen. Gelingt Ihnen das, weil Sie charmant oder weil Sie gut sind?

Pah, wenn ich etwas, was ich wirklich gern hätte oder machen würde, durch welchen Grund auch immer, erreiche, bin ich nicht unglücklich, eher das Gegenteil. Aber ich komm' nicht mit der Pistole.

Sie haben beredt meine Frage wiederholt. Darf ich noch eine Antwort haben, bitte?

Kann eine Mischung sein, ich weiss es manchmal selber nicht. Und man weiss oft auch nicht, ob das, was man gern machen möchte, gelingen kann. Zum Gelingen gehört bei uns ja nicht, dass die Maschine dann funktioniert.

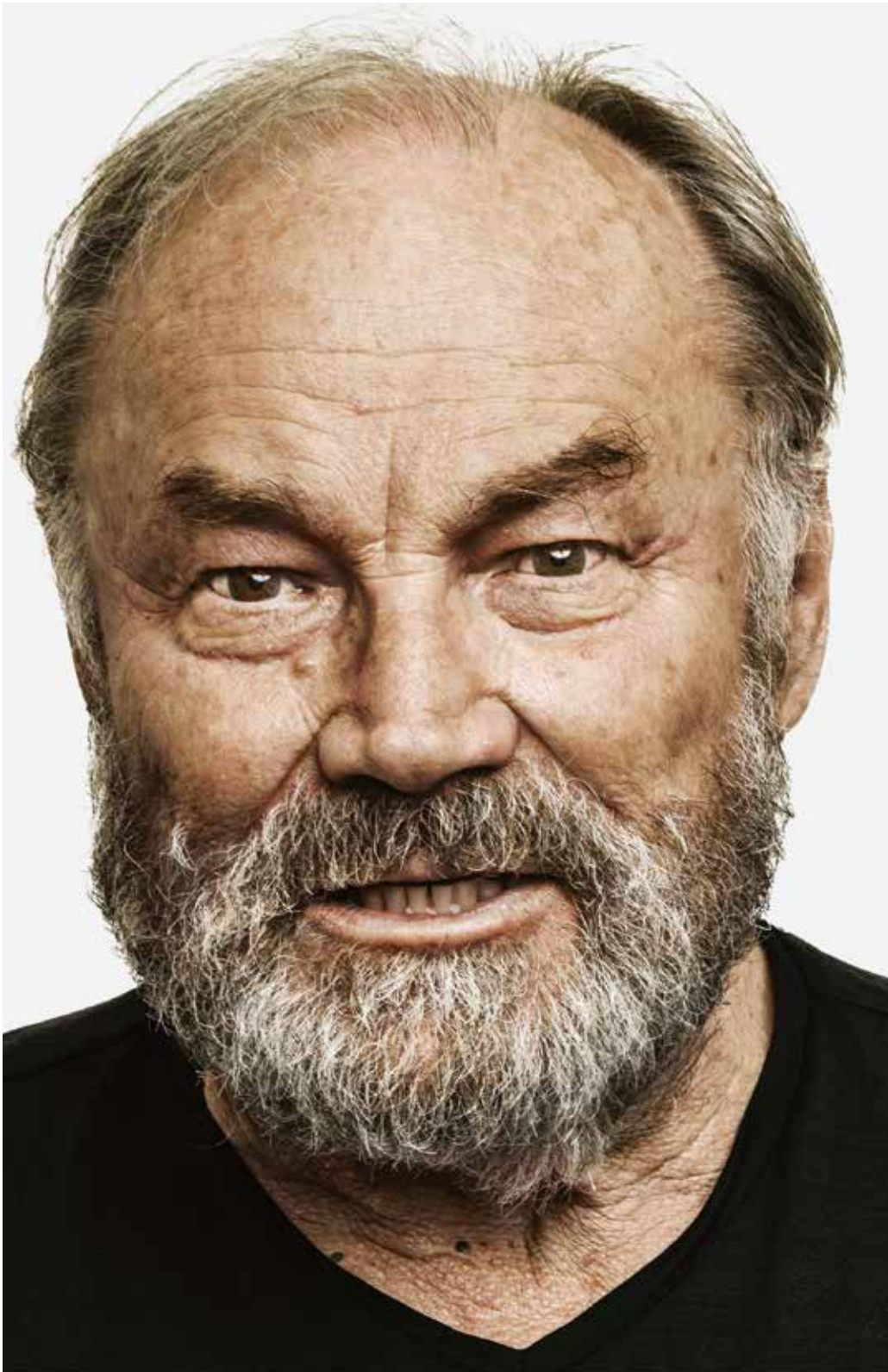
Nicht? Ich meinte, was auch immer man macht, ob als Schauspieler, Journalist oder Bankangestellter, fusst darauf, dass man sein Fach beherrschen und Leistung bringen muss.

Alles, was man beruflich können muss, muss man mindestens können. Man kann auch noch mehr können, bis zur Virtuosität. Und trotzdem geht man in die Garderobe und sagt: «Heut war's aber gar nicht gut.» Warum? Ich war nicht bei mir, es hat mir nicht gehört, wir waren nicht zusammen. Man nimmt ja auch den Alltag mit in den Abend ...

Kopfschmerzen, zum Beispiel.

... oder neue Erkenntnisse. Ein Tag, an dem ich am Abend Theater spiele, ist kein verlorener Tag, aber er ist ausgerichtet darauf, dass ich am Abend gern gut sein möchte. Und, Entschuldigung, Erfolg haben möchte.

Das ändert sich nie, auch nicht nach einer langen und erfolgreichen Laufbahn wie der Ihren?



«Ich komm' nicht mit der Pistole»: Schauspieler Brandauer, 73.

Die Leute sehen's immer zum ersten Mal. Aber man muss es gross meinen. Auch wenn man den kleinsten Bettler spielt. Weshalb sollte man es sich sonst erlauben, vor tausend Leuten eine Geschichte zu erzählen? Das hat nichts mit Eitelkeit zu tun, sondern ist eine Kraftanstrengung. Doch ich muss sagen, die Bretter bedeuten für mich nicht die Welt. Ich bin so glücklich, immer noch dabei zu sein, aber es ist nicht so, dass ich ohne [Schauspielerei] nicht leben könnte.

Was bedeutet denn die Welt für Sie?

Altaussee [Salzkammergut, Steiermark], wo ich herkomme. Die Menschen, die mich begleitet und mir Luft unter die Flügel geblasen haben und das immer noch tun. Und meine Bindungen, über die ich hier nicht sprechen muss.

Sie haben in der Vergangenheit für ein vereinigtes Europa gesprochen – Europa sei die Lösung, für die Flüchtlingskrise zum Beispiel, nicht das Problem, waren Ihre Worte – sehen Sie's immer noch so?

Ja, natürlich, nach wie vor. Dies bedeutet nicht, dass ich nicht auch sehe, dass wir von meiner Idealvorstellung meilenweit entfernt sind. Aber wenn wir alle, zunächst einmal die Leute mit den politischen Ämtern, zusammentreffen im Gespräch und das weitergeben können an die Bevölkerung, die sich nicht tagtäglich damit beschäftigen kann – denn das muss man aufschlüsseln –, dann müsste es eigentlich funktionieren ... Aber ich glaube, kein Mensch will das jetzt von mir wissen. Die Leute sagen: «Übermorgen spielst du deinen <Lear> wieder und dann den <Zerbrochenen Krug> ... Schau, dass du da bestehen kannst.» Es ist immer mein Fehler, dass ich in solchen Gesprächen ein grosses Konzert anreisse, nichts ganz durchdenke. Weil mein Herz übergeht.

Es ist noch Platz und Zeit, um über Männlichkeit zu sprechen.

Bitte schreiben Sie: «Ich bin 1,89 Meter gross und hab volles blondes Haar ...» Wir machen hier ja keinen Film, das kriegen wir hin.

Sie wurden zum ersten Mal mit zwanzig Vater und zum zweiten Mal mit siebzig. Das ist Ausdruck von Männlichkeit, finde ich.

Soll ich auch noch ausgestellt werden irgendwo hinter Glas: «Das ist der, der einen Sohn hat, der 54 wird, und der andere wird drei?» «Wie halt das Leben so spielt», kann ich nur sagen. Männlichkeit ... Ich bin ein Mann, glaub' ich, ich schau' heut noch mal nach. Männer, Frauen – völlig uninteressant, alles längst abgefrühstückt, seit Abertausenden von Jahren. Mensch sein. Es ist nichts anderes.

Was ist Ihr Erkenntnisgewinn bei der Erziehung des zweiten Sohns?

Meine Söhne und meine Frau sind keine Personen des öffentlichen Interesses.

Was zieht Frauen an einem Schauspieler an?

Hm, Karriere macht was aus, Prominenz auch. Aber ich bin sehr froh, dass es mir gelungen ist, einigermaßen wahrgenommen zu werden. Ich bin auch in dem Beruf, um aufzufallen, wie ich schon gesagt habe. Es ist eine Art Geltungsdrang. Aber den haben andere auch, so viele Leute gibt es gar nicht am Theater. Das ist jetzt wieder so eine Art Selbstbeobachtung, die ich von mir gebe. Aber was soll man machen? Und auf keinen Fall vergessen, zu schreiben, dass ich 1,89 Meter gross bin. Und volles blondes Haar habe.

Klaus Maria Brandauer ist einer der wichtigsten deutschsprachigen Schauspieler. Der Österreicher spielt seit mehr als fünfzig Jahren in Theatern sowie in Kino- und TV-Filmen. Einem breiten Publikum wurde er bekannt durch Rollen im James-Bond-Film «Never Say Never Again», in «Out of Africa» (mit Robert Redford und Meryl Streep) oder in «Mephisto» von István Szabó. Er ist zum zweiten Mal verheiratet, hat einen 53-jährigen und einen dreijährigen Sohn. Er lebt in Wien, Altaussee und Berlin. Am 24. Juni wird er in der Tonhalle aus Shakespeares «Sturm» lesen; das Zürcher Kammerorchester unter der Leitung von Daniel Hope spielt dazu Werke von Mozart.



Die Bibel

Gerechtigkeit

Von Peter Ruch

Die Gerechtigkeit erlebt im deutschen Wahlkampf eine ungestüme Renaissance. Martin Schulz hat sie zum Leitmotiv erhoben und meint vor allem mehr Umverteilung. Damit steuert er die SPD in die siebziger Jahre zurück. In jener Vergangenheit wohnen auch die britische Labour-Partei und die SP Schweiz. Die Nebeneffekte und Begleitschäden der wachsenden Umverteilung scheinen nur wenige Genossen zu reflektieren.

Gerechtigkeit ist auch in der Bibel ein Schlüsselbegriff. Der hebräische Wortstamm «zđq» kommt im Alten Testament in verschiedenen Varianten über 500-mal vor. Allerdings bedeutet er etwas anderes als in der heutigen Umverteilungsreligion. Es geht in der Bibel nicht um Gleichmacherei, sondern um den optimalen Zustand des Einvernehmens und der Wohlfahrt. Ein solcher Zustand wird nicht obrigkeitlich herbeigezwungen, sondern entspringt einem Verhalten, das sich an der göttlichen Gerechtigkeitsidee orientiert. Ihr Terrain ist das lokale Gemeinwesen, wo die Relationen zwischen den Menschen, auch zwischen Herren und Knechten, ihren Ort haben. Dazu gehört durchaus ein gewisser materieller Ausgleich, aber keine Ansprüche auf obrigkeitliche Enteignungen. Deshalb ist Gerechtigkeit, *zedaqah*, als Gemeinschaftstreue zu verstehen. Wer gemeinschaftstreu handelt, trägt zur Wohlfahrt für sich und seine Umgebung bei.

Das Moralische versteht sich freilich nicht von selbst. Das biblische Menschenbild rechnet mit egoistischen Eskapaden, die bis zur Zerstörung reichen können. Das Sittliche muss regelmässig neu geweckt werden. Dazu braucht es mehr als intellektuelle Belehrung. Die Entfremdung zwischen den Menschen sowie zwischen Mensch und Gott lässt sich nur im Vertrauen zu Gott überwinden. Die irdischen Projekte zur Herbeiführung völliger Gerechtigkeit schufen viele Diskriminierungen und moralische Verwüstungen. Wahre Gerechtigkeit weckt der Geist Gottes. Kein Staat kann sie sich überstülpen. Vielmehr rollt sie – von aussen, von oben! – heran wie ein Fluss, der nie versiegt (Amos 5, 24).

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Knorr

Realitätsblinde Arroganz

Brad Pitt drehte für Netflix eine ätzende Satire über einen US-General in Afghanistan – sie ist von brisanter Aktualität.

Von Wolfram Knorr



«America first»: Brad Pitt in «War Machine».

Kürzlich bei den Filmfestspielen von Cannes wurde über den Streaming-Giganten Netflix gemostert, weil er Filme im Programm hatte, die das Kino umgehen. Jurypräsident Pedro Almodóvar werde das nicht hinnehmen, das Festival ruhe nun mal auf den Grundfesten des Kinos. Ob diese Haltung Zukunft hat, ist fraglich, denn die Streaming-Dienste sind auch Garanten für schwierige Stoffe geworden, die im Kino durchfallen, wie Ang Lees «Billy Lynn's Long Halftime Walk». So erreicht Brad Pitts Netflix-Produktion «War Machine» eben das Publikum ohne Umwege. Im Kino hätte Pitts ätzende Politsatire auf die Patriotismus-Ikone der USA, das Militär, keine Chance. Derartige Stoffe fallen im Kino regelmässig durch.

«War Machine» erzählt von Glen McMahon (Pitt), der als Viersternegeneral wie ein Imperator mit seiner grossmäuligen Entourage in Afghanistan einfährt, um als neuer Kommandeur der US-Streitkräfte und Unterstützungstruppen den Augiasstall endlich auszumisten und den Afghanen die Vorzüge der Demokratie einzutrichtern. Seine realitätsblinde Allmachtsfantasie und Arroganz kollidiert bald mit der Wirklichkeit. «War Machine» hält sich eng an den realen General Stanley McChrystal, der als Kommandeur in Afghanistan nach nur einem Jahr, 2010, wieder geschasst wurde, nachdem er die Politiker und besonders Obama und Joe Biden, die ihn nicht machen liessen,

wie er wollte, als «Weicheier» beschimpft hatte. Michael Hastings, der McChrystal begleitet hatte, schrieb das im *Rolling Stone*-Magazin. 2012 machte er aus dem McChrystal-Porträt das Buch «The Operators», dessen Filmrechte Brad Pitt sofort erwarb, und Netflix investierte

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Castrisch

Köbi Kuhn, Schweizer Fussball-Legende

Eigentlich habe ich immer Ferien. Nach einem langen und erfüllten Berufsleben geniesse ich mit meiner Partnerin Jadwiga Cervoni die Freiheiten der dritten Halbzeit. Einer unserer Kraftorte ist Castrisch im Bündnerland. Dort besitzen wir ein Häuschen mit Gemüsegarten. Beim Wandern und Spazieren tanken wir Energie – auch um der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft in den entscheidenden WM-Qualifikationsspielen vom kommenden Herbst tatkräftigen Support liefern zu können.



60 Millionen Dollar. Pitt und sein Autor und Regisseur David Michôd überzeichnen den General und seinen Stab, als befänden sie sich im Overdrive-Modus, obwohl ihre Maulheldereien der reine Leerlauf sind. Pitt als John-Wayne-hafter General sieht in Afghanistan die neue Prärie, über die er wie ein Cowboy reiten kann, weil er zu nichts anderem fähig ist, als zu reiten. Wenn er geradezu triumphierend breitbeinig joggt oder mit Krallenfingern seine Strategie erläutert, als wolle er das besetzte Land zwischen ihnen zerfetzen, und dröhnend mit der Schlagkraft des Militärs prahlt, erhält «War Machine» auch noch eine höchst aktuelle Brisanz: als demonstrierte ein Mitstreiter Donald Trumps den Imperativ «America first».

Erzählt wird mit Off-Kommentaren aus der Perspektive des Reporters, was nicht immer konsequent durchgehalten wird. Zu den besten «trumpistischen» Szenen gehört die Busfahrt McMahons und seines Stabs von Paris nach Berlin, die hemmungslos in Gegröle und Gesaue ausartet. Mit dabei der Reporter, der sich fassunglos fragt, wie Glen das erlauben konnte: «Es war wohl Überheblichkeit.» ★★★★★

Miss Sloane — Elizabeth Sloane (Jessica Chastain), Lobbyistin für ein gemässigttes Waffengesetz, glatt wie Zellophan, kalt wie eine Frostmumie, mit Augen, als würden Eiswinde durch sie hindurchfegen, und von funkenprühender Kurzschlussvitalität, ist in John Maddens («Shakespeare in Love») Polit-Thriller eine furiose, kampfeilige Medusa. Sie stellt sich gegen jede und jeden und benutzt in obsessiver Gipfelstürmerei jede und jeden für ihren Erfolg. Mag der Fight zwischen den Parteien dem üblichen Schema hollywoodscher Dramaturgie folgen (einschliesslich der reuevollen Happy-End-Kehrtwende) – der Film wird einzig und alleine durch Jessica Chastain zum Feuerwerk. Für Donald Trump muss eine solche Frau ein Albtraum sein. Das Drehbuch von Jonathan Perera war auf der *black list* der beliebtesten unverfilmten Drehbücher. Über das Internet soll Perera versucht haben, Interesse an seinem Buch zu wecken. Chastain sei sofort begeistert gewesen. ★★★★★

Sage femme — Béatrice (Catherine Deneuve) ist eine lebenslustige Dame, die sich trotz Tumor im Kopf nicht davon abbringen lässt, lustvoll, also ungesund zu leben. Sterben allerdings will sie nicht alleine, weshalb sie sich bei ihrer Ex-Freundin Claire (Catherine Frot) meldet, ziemlich hemmungslos. Denn die Freundschaft ging vor dreissig Jahren in die Brüche, nachdem Béatrice mit Claires Vater eine Affäre hatte. Claire, die völlig anders lebt, gesund und verantwortungsvoll, hat sowieso andere Probleme, als die alte Freundschaft wieder aufleben zu lassen. Sie ist Hebamme, und die Geburtsklinik, in der sie arbeitet, soll

geschlossen werden. Doch Béatrice, frei von allen Bedenken, lässt nicht locker, und so erblüht halt doch sukzessive die alte Freundschaft wieder. Unter der Regie von Martin Provost («Séraphine») spielen erstmals Frankreichs Kinostars gemeinsam – ein Vergnügen an Charme, Esprit und Emotionalität. ★★★★★

Inversion — Der Iraner Behnam Behzadi erzählt von einer Mittdreissigerin, die sich gegen die Tradition stemmt, als Familienjüngste die lungenkranke Mutter aufs Land begleiten zu müssen. Mit urbanem Selbstbewusstsein sieht sie ihre Zukunft in Teheran. Faszinierende Einblicke ins soziale Leben und Plagen der Moderne wie die Luftverschmutzung. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Get Out Regie: Jordan Peele	★★★★★
2	Denial Regie: Mick Jackson	★★★★★
3	20th Century Women Regie: Mike Mills	★★★★☆
4	Guardians of the Galaxy Regie: James Gunn	★★★★☆
5	Churchill Regie: Jonathan Teplitzky	★★★★☆
6	Pirates of the Caribbean 5 Regie: J. Rønning / E. Sandberg	★★★★☆
7	Alien: Covenant Regie: Ridley Scott	★★★★☆
8	Fast & Furious 8 Regie: F. Gary Gray	★★★★☆
9	King Arthur: Legend of the ... Regie: Guy Ritchie	★★★☆☆
10	Baywatch Regie: Seth Gordon	★★☆☆☆

Jazz

Duo mit doppeltem Horn

Von Peter Rüedi

Er tanzt auf vielen Hochzeiten. Noch fast ein Teenager, studierte Arkady Shilkloper (geb. 1956) auf der Moskauer Schule für Militärmusik, schloss danach mit Diplom am berühmten Gnessin-Institut ab. Schon als Student gehörte er zum Orchester des Bolschoi-Theaters und zu dessen Blechquintett. Dann erst entdeckte er den Jazz, unter anderen seinen langjährigen Partner, den Pianisten Mikhail Alperin, mit dem er im Duo spielte und das Moscow Art Trio gründete. Noch heute tritt er gelegentlich, neben Engagements in Gruppen wie John Wolf Brennans Pago Libre, in kammermusikalischen Kontext auf. So ist nur logisch, dass er sagt: «Improvisation ist für mich nicht so wichtig. Improvisation ist nur ein Teil der Musik, keine Religion.» Und: «Zumal im Duo sind für mich musikalische Zwiegespräche wichtiger als Virtuosität.» Was nicht heisst, dass er nicht ein Virtuose ist, auf seinem schwierigen Instrument.

Das Horn (das Waldhorn, englisch *French horn*) ist im Jazz (und als Soloinstrument auch in der klassischen Musik, von ein paar Parade-*stücken* von Mozart, Strauss, Hindemith abgesehen) ein Kuriosum. Dementsprechend rar sind Hornisten, die ihr Instrument mit der vollen Posaunen-Power in den tiefen, mit dem ihm eigenen Sehnsuchtsschmelz in den höheren Lagen zu meistern wissen. Shilkloper gehört zu ihnen (und ist, nebenbei gesagt, auch ein erstklassiger Alphornist). Seit 2015 arbeitet er im Duo mit dem jungen ukrainischen Pianisten Vadim Neselevskyi, und das ist, für einen russischen Jazzhornisten, schon die dritte Denkwürdigkeit: Selbstverständlich ist die Kooperation eines gebürtigen Moskauer und eines (1977) in Odessa geborenen Ukrainers jedenfalls keineswegs. Die beiden sind Wahlverwandte. Neselevskyi hat wie Shilkloper eine klassische Ausbildung absolviert. Er ist ein exzellenter Komponist und ein virtuoser Pianist. In der jüngsten Duo-CD der beiden funkeln, gelegentlich kaum unterscheidbar, spontane und komponierte Einfälle (Shilkloper nennt das «Komprovisation»): ein sehr zugängliches Glanzstück zweier Meister zwischen allen Sparten.



Arkady Shilkloper / Vadim Neselevskyi: Lustrum. Neuklang NCD4147



Thiel

AV2020

Von Andreas Thiel

Berset: Vergessen Sie nicht, den Papierkorb zu leeren. Der ist wieder voll mit Sparvorschlägen von Ueli Maurer.

Reinigungsfachkraft: Sagen Sie mal, Herr Bundesrat, worüber wird denn im September wieder abgestimmt?

Berset: Unsere Strategie «Altersvorsorge 2020» kommt an die Urne. Das ist sehr wichtig!

Reinigungsfachkraft: Worum geht es denn da?

Berset: Es geht um die staatliche Sicherung der privaten Vorsorgeguthaben unserer Bürger. Die Bürger sind leider nicht fähig, mit Geld umzugehen. Wenn man die Bürger frei über ihr Geld verfügen lässt, verjubeln sie es bloss und verschulden sich dann auch noch. Deshalb wollen wir mit der «Altersvorsorge 2020» die private Vorsorge eindämmen und die staatliche ausbauen. Der Staat muss mehr Kontrolle über das Geld der Bürger ausüben, sonst ist das Geld nicht sicher. Denn der Bürger an sich ist äusserst unvernünftig in seinem Handeln. Er braucht das Korrektiv eines vernünftig denkenden und handelnden Sozialstaates. Der Staat übernimmt sozusagen das Denken und Handeln für den Bürger, damit sich dieser nicht mit seiner eigenen Unfähigkeit belastet und...

Staatssekretär: Chef! Entschuldigen Sie, wenn ich so hereinplatze... Aber haben Sie die Dringlichkeitssitzung vergessen? Die Mitglieder der Finanzkommission warten schon.

Berset: Eine Dringlichkeitssitzung mit der Finanzkommission? Worum geht es?

Staatssekretär: Um die exorbitante Kostenexplosion in Ihrem Departement, die unkontrolliert steigenden Staatsausgaben, die überbordende Verschuldung der Sozialwerke...

Berset: Oje, und ich bin nicht vorbereitet...

Reinigungsfachkraft: Soll ich Ihnen den Papierkorb doch noch dalassen?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Viel auf Geschäftsreise

Piero Dillier lud zum *bal de tête* in Venedig; «Gastro Round Table» mit interessanter Restaurantwahl. Von Hildegard Schwaninger

«Amore, Passione, Eros» war das Motto einer Nacht in Venedig, wo sich vor allem Veteranen des Schweizer Jets der fröhlichen Festfreude hingaben. Geladen hatte Piero Dillier, der Polospieler und Unternehmer; er feierte den zehnten Hochzeitstag mit seiner dritten Frau, der Venezianerin Kristina Gruber. In dem zum Hotel umfunktionierten Palazzo Pisani Moretta, wo zehn Jahre vorher die Hochzeit stattgefunden hatte, stand der harte Kern der vor allem in Zürich und St. Moritz aktiven Happy Few auf dem gleichen Balkon und prostete Piero/Kristina und der Liebe zu. Die Gäste waren angehalten, in Schwarz-Rot zu erscheinen, es war ein *bal de tête*, das heisst, die Herren trugen Masken, die Damen Kopfschmuck. Beim Dîner am nächsten Abend war die Kleiderordnung «schneeweiss».

Mit Blick auf den Canal Grande standen da – unverändert blühend – die gleichen Gäste wie ein Jahrzehnt zuvor: Lindt-&-Sprüngli-Präsident Ernst Tanner mit seiner Frau Renate, sein Verwaltungsrat Thomi Rinderknecht mit Andrea, Verleger Jürg Marquard mit Raquel, das Pelzdesigner-Ehepaar André und Lisa Bisang, Immobilienunternehmer Geri Walde mit Marianne, Unternehmer Peter Blum mit Bea, Hotelière Ljuba Manz mit Ehemann Marco Conte. Letzteren gab es allerdings damals noch nicht (jedenfalls nicht an der Seite von Ljuba), und es gab auch ein paar andere Mutationen. Aurélie Sulzer, die

mit Ehemann Tom Sulzer da war, war bei Dilliers Hochzeit noch mit Oliver Wolfensberger verheiratet gewesen, der mit seiner neuen Frau Olivia da war. Sein Bruder Thomas (Tutti) Wolfensberger war mit Ehefrau Nathalie da, und Stil-Bloggerin Sandra Bauknecht erschien mit ihrem neuen Beau Patrick Liotard-Vogt.

Piero Dillier auf die Frage nach dem Geheimrezept für seine konstante, langlebige Ehe: «Ich bin viel auf Geschäftsreise.»

Wenn einer weiss, was im Gastgewerbe so läuft, dann ist es Otto Gisiger. Seine Firma Gisco bietet Restaurant-Ausstattung von A bis Z an sowie Gastro Consulting. Gisiger ist bestens vernetzt, und damit das so bleibt, organisiert er einmal im Jahr den «Gastro Round Table», ein Get-together von Restaurantchefs, Hoteliers, Weinhändlern, Lieferanten, Küchenchefs etc. – alles Gewerbetreibende, die an Kontakten und Neuigkeiten rund um das Gastgewerbe interessiert sind. Das Gastrotreffen findet jeweils in einem Lokal statt, von dem Gisiger findet, dass man es kennenlernen muss. Die Teilnehmer zahlen je 100 Franken, was die Kosten decken soll, dazu hat Gisiger immer ein paar spendable Sponsoren, die dafür sorgen, dass der Wein, der serviert wird, auch richtig gut ist. Peter Riegger ist da immer sehr grosszügig. Er war auch da, ohne Hund (der ist in den Ferien), aber mit Christoph Bürki, Geschäftsführer von Trans-



Fast verliebt

Aschenputtel

Von Claudia Schumacher

Die Astrologie war von Anfang an dagegen», sagt Romy und greift mit ihrer abgeschleckten Hand erneut in die Dose mit den Erdnüssen. «Stier und Schütze, das ist Krieg der Sterne.» Romy und ihr Verlobter

spielen seit zwei Wochen «Mortal Kombat» im echten Leben. Jetzt scheint es aus zu sein – sie hat ihm den Ring zurückgegeben. Heute Nacht schläft sie bei mir. Als sie ankam, weinte sie vierzig Minuten lang. Es brauchte eine Flasche Weisswein, ein Fertig-Tiramisu und eine halbe Dose Erdnüsse, um sie so weit wiederherzustellen. «Vielleicht solltest du beim nächsten Mann weniger über Sternzeichen reden», sage ich, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden. «Gemäss Studien suchen die meisten Männer bei dem Thema das Weite.» Wir liegen auf der Couch und schauen «Crazy Ex-Girlfriend». Die Protagonistin, eine Loserin par excellence, kündigt ihre Stelle als Anwältin in New York, um ihren Ex-Freund, der sie schon damals nicht wollte, in dessen Heimatdorf zu stalken.

«Was muss man tun, damit die Liebe bleibt?», fragt Romy in den Raum. Mir kommen Forschungsergebnisse in den Sinn, laut denen zum



«Amore, passione»: Piero Dillier, Kristina Gruber.



Palazzo Pisani Moretta in Venedig.



Gäste: Michel Péclard, Christian Dangel.

gourmet (hat die Firma Riegger kürzlich übernommen), als Gisiger letzte Woche das «Lake Side» präsentierte. Das Interieur ist neu, Ibiza-inspiriert wie auch die Küche, die sich ibizenkisch-mediterran nennt. Das Sushi, für das das Restaurant seit Jahren beliebt ist, gibt es nach wie vor. Küchenchef ist **Manuel Bucher**, früher ZunftHaus zur Zimmerleuten.

Das «Lake Side» gehört der Familie Kramer, und so begrüßte **Florian Kramer**, einer der drei Junioren der Familie, in gelber Hose die Gäste. Prominentester war **Christian Dangel**, Chef der «Kronenhalle». Gastro-Multi **Michel Péclard** kam in Shorts (weshalb er neben den vielen Anzugmännern wie ein Bote aussah), mit seinem Partner (nur Business) **Florian Weber**. Man sah Unternehmer **Peter Friedli** (Speich Immobilien), laut Gisiger «kritischer Gourmet», der auch Restaurantbesitzer ist (ihm gehört «Die Rose» in Rüschlikon, aber er steht nicht selber am Herd). Die Frauenquote war nicht sehr hoch: **Manuela Leonhard**, die rechte Hand der Zürcher Stadtpräsidentin, **Dominique Marcus** («Höschgasse 33») sowie **Hildegard Müller**, die jahrzehntelang die gute Fee der «Kronenhalle»-Bar war.

Etwas muss man Gisiger lassen: Die Auswahl der Restaurants ist interessant. Zuletzt traf man sich im «Clouds» bei **Reto Candrian** (da war auch **Paul Senn** dabei, der Ex-Restaurantchef der «Kronenhalle», der zurzeit, nach einem kurzen Gastspiel im «Churrasco», wie vom Erdboden verschluckt ist). Der nächste «Gastro Round Table» findet auf dem Bürgenstock statt.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Beispiel Beziehungen, in denen die Frauen dünner und attraktiver sind als ihre Männer, besser halten. Oder: Wenn er viel im Haushalt macht, hält das die Frau latent erregt – sofern er kein Hausmann ist. Auch der gemeinsame Konsum von Alkohol soll zur Festigung der zärtlichen Gefühle beitragen. Offenbar ist kein Phänomen zu randständig, um nicht als Liebesformel zu dienen. Ich lasse Romys Frage unbeantwortet.

Das Schlimmste bei ihren Trennungen ist, dass sie zur Identitätsauflösung führen. Romy verliebt sich Hals über Kopf, und da sie selbst ein Luftikus ohne klare Vorstellungen ist, nimmt sie den Wertekanon des Partners an. Beim vorigen Mann schwor sie dem Wettkampfdenkmal ab, beim jetzigen ist sie total ehrgeizig – Romy kann immer so oder so und bleibt flexibel. Gleichzeitig macht sie, was sie will, und flippt aus, wenn es ihr passt. Nach zwei

Jahren unter Romys Willkür werden die Männer wahnsinnig. In dem Stadium hat sie bisher noch keine Beziehung retten können. Nach der Trennung landet Romy, die in der Regel zu ihren Männern zieht, wieder in einer WG – und löst sich auf. In dieser Phase, als Häufchen Elend, wirkt sie extrem harmlos und lieb. Ein neuer Mann entdeckt dann das Aschenputtel für sich – und die Geschichte geht von vorne los. Romy gehört zu den Frauen, die ohne Liebe nichts sind, mit Liebe aber alles – und für die meisten Männer viel zu viel.

«Das Verrückte ist, dass ein Teil von mir hofft, er würde wie Richard Gere mit einer Rose hier aufkreuzen, mich von deiner Couch heben und nach Hause tragen», sagt Romy. Und ich denke, dass das schön wäre. Auch weil meine Couch schon nach zwei Stunden mit Romy voller Brösel ist.



Unten durch

Morphium

Von *Linus Reichlin*

Nehmen wir mal an, du sitzt im Wartezimmer des Zahnarztes und liest in einer Frauenzeitschrift einen Artikel mit dem Titel «4 Momente, die ihn noch verliebter machen». Es ärgert dich, dass die Frauen, die diese Zeitschrift machen, dir unterstellen, dass du verliebt bist. Natürlich hast du eine Freundin, aber das heisst doch noch lange nicht, dass du sie auch liebst! Es ist mehr so wie bei deinem VW Golf: Du magst ihn, oder sagen mir mal, du hast dich an seine Marotten gewöhnt. Du hast ihn jetzt schon acht Jahre, und wenn sie ihn dir klauen würden, wärst du sicher eine Stunde lang traurig, vor allem, weil du keine Diebstahlversicherung hast – das ist jetzt wieder die Analogie zu deiner Freundin, die keine Lebensversicherung hat. Du könntest natürlich für sie eine Lebensversicherung abschliessen, aber dafür seid ihr jetzt ehrlich gesagt schon zu lange zusammen. Es bestünde, im Fall ihres Todes, die Gefahr, dass das Geld dich tatsächlich über ihren Verlust hinwegtröstet.

Aber zurück zu deinem Auto: Lieben würdest du vielleicht einen BMW M4 GTS, aber sicher nicht deinen klapprigen Golf. Also möchtest du auch nicht, dass er an deiner Schulter einschläft. «Es macht ihn verliebt, wenn du an seiner Schulter einschläfst», schreiben sie in der Zeitschrift. Mit «du» meinen sie deine Freundin, eigentlich sollte sie diesen Text lesen, aber sie hat ja mal wieder keine Zahnschmerzen, die hast mal wieder nur du. Du weisst aber, was sie denken würde, wenn sie's lesen würde: «Kann ja sein, dass ihn das verliebt machen würde, aber solange er nicht dreissig Kilo abnimmt, kann ich meinen Kopf nicht auf seine Schulter legen, ohne dauernd abzurutschen. Man müsste meinen Kopf da oben auf Fat Hill festbinden.» Der nächste Punkt ist noch unrealistischer: «Es macht ihn verliebt, wenn ihr einen ganzen Tag im Bett verbringt.» Wieso sollte es dich verliebt machen, wenn deine Freundin und du einen Tag lang im Bett vor der Glotze liegt? Ihr schaut jeden Abend auf dem Sofa fern, und es macht dich sogar dort nicht verliebter, obwohl das Sofa mit Elefantenhaut bezogen ist – also Imitation, aber sehr hochwertig und saubequem.

>>> Fortsetzung auf Seite 64

>>> Fortsetzung von Seite 63

Du sagst immer: «Wenn ich so ein Sofa hab, brauch ich kein Mallorca!» Wenn gemeinsames Fernsehen dich also verliebt machen würde, hättest du das schon längst bemerkt. Und den ganzen Tag Sex: Falls sie das meinen, kannst du dir wirklich nur an die Stirn tippen. Was glauben die denn, wie es dir geht, wenn deine Freundin und du einen ganzen Tag ununterbrochen zusammen seid? Du sagst doch jeweils schon nach zwei Stunden: «Ich muss jetzt mal für ein paar Wochen allein sein!» Der dritte Punkt versöhnt dich ein bisschen mit der Zeitschrift: «Es macht ihn verliebt, wenn er dich lange Zeit nicht sieht.» Wenn man jetzt noch «verliebt» durch «glücklich» ersetzt, haben sie endlich mal den Nagel auf den Kopf getroffen. Würde man zudem «lange Zeit nicht» durch «nie mehr» ersetzen, wäre es eine geradezu hellseherische Zeile. Das meinst du natürlich nicht ernst, aber eine Sekunde lang siehst du das traurige Gesicht deiner Freundin vor dir. Du meine Güte, man wird doch wohl noch einen böartigen Beziehungswitz machen dürfen, wenn man kurz vor der Aushöhlung eines Wurzelkanals steht!

Du liest den vierten Punkt: «Es macht ihn verliebt, wenn du auch in schlechten Momenten für ihn da bist.» Ja, genau, bingo! Es würde dich tatsächlich total verliebt machen, wenn deine Freundin, die Krankenschwester ist, jetzt bei dir wäre und dir vierzig Milligramm Morphin spritzen würde, damit du die Angst vor der Wurzelbehandlung verlierst. Aber sie hatte ja mal wieder ihre Tage! Zu deinem Erstaunen wirkt dein Ärger darüber, dass deine Freundin nicht zum Zahnarzt mitkommen wollte, fast so gut wie Morphium, und jetzt erkennst du, wozu Beziehungen gut sind: damit man immer weiss, wer noch mehr Fehler hat als man selbst.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Ehrenrettung eines Rosés

Von Peter Rüedi

Das Vergnügen am Weintrinken ist zu einem guten Teil die Freude an Überraschungen. Klar, selbstredend suchen wir auch die sogenannten sicheren Werte, Weine und Produzenten, von denen wir aus Erfahrung wissen, dass sie uns nicht enttäuschen und in etwa unseren Vorlieben entsprechen. Nur: Garantien gibt es in diesem Bereich nicht, jeder Jahrgang hat seine eigene Charakteristik. Zum Glück. Sonst könnten wir uns an Coca-Cola halten oder zur Not an Bier, da ist ein genormter Geschmack garantiert. Gegen den ja auch nichts einzuwenden ist, solange er nicht die lebendige Materie Wein betrifft.

Zur Freude an Überraschungen gehört die Bereitschaft, ab und zu mal gegen die eigenen Vorurteile anzutrinken, von denen sich nur ein Übermensch frei wähnen könnte. Der ist auch unter professionellsten Verkostern nicht zu finden. Eines der meinen betrifft den Rosé. Liegt's an meiner Abneigung gegen Grillpartys, zu welcher Gelegenheit im Glücksfall eher Mittelmässiges aus der unterwäschefarbigen Abteilung, im schlechteren Fall zu warme Tropfen ausgeschenkt werden, die insofern nachhaltig sind, als

der Tag danach nur mit geballtem Einsatz von diversen Kopfwehmitteln zu überstehen ist?

Liegt's daran, dass ich die jährlichen Kampagnen für «Sommerweine» lächerlich finde, als welche mit Vorliebe Rosés angepriesen werden? Ich sehe nun mal nicht ein, weshalb ich im gut-beheizten Januar anderes trinken sollte als im klimatisierten Juli. Wie immer (auch bittere Erinnerungen an anlässlich von Studentenfesten getischten Rosé d'Anjou mögen ihre Spuren hinterlassen haben): Der eine oder andere Champagner ausgenommen, sind Rosés nicht mein Ding. Dachte ich, bis mir diese «La Reine des Bois» genannte Cuvée der relativ jungen Kellerei Domaine de la Mordorée in der Appellation Tavel eine dieser unerwarteten freudvollen Überraschungen bescherte, die ich jedem Rosé-Skeptiker in den Hals wünsche.

Die kleine Zone im Süden der etwas grösseren Appellation Lirac, mehr oder weniger gegenüber dem berühmten Châteauneuf-du-Pape auf dem rechten Ufer der südlichen Rhone gelegen, war lange für die besten Rosés bekannt, bevor die sich auch in langsamem Sinkflug in Richtung meines Vorurteils bewegten. Ob nun als Ausnahme oder als Leuchtturm einer Tavel-Renaissance: Die Waldkönigin von Mordorée ist nicht weniger als ein grosser Wein. Eine betörende Vielfalt von Aromen (Walderdbeeren, Himbeeren, Sauerkirschen, Rosen, Lavendel, am Gaumen frisch, lebendig, auch ziemlich mineralisch und laaang anhaltend. 60 Prozent Grenache, etwas Clairette, Syrah, Cinsault und Bourboulenc. Mit geschlossenen Augen und eine Spur zu warm getrunken, mag dieser Rosé leicht als Rotwein passieren. Bitte nicht lachen. Ich habe Blindverkostungen erlebt, bei denen erfahrene Trinker Mühe hatten, weisse Châteauneufs von roten zu unterscheiden!

Domaine de la Mordorée La Reine des Bois Tavel Rosé AOC 2016. Bio. 14,5 %. Brancaia, Zürich. Fr. 22.50. www.vinothek-brancaia.ch

DIE  WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.-





Auto

Transformer

Der Lamborghini Aventador bleibt eine einzigartige Erscheinung. In der neuesten Version wird das Biest fast handlich. *Von David Schnapp*

Supersportwagen wie der Lamborghini Aventador haben eine Ausstrahlung, der man sich schwer entziehen kann. Nicht als Fahrer und auch nicht als Zuschauer. Meine Reise mit dem neuesten Modell, dem Aventador S, beginnt in dessen Heimat Sant'Agata Bolognese, und nach der langen Anfahrt habe ich erst mal Hunger. Meine Frage nach einem guten Restaurant in der Gegend wird in einem kleinen Lebensmittelgeschäft nicht nur beantwortet, man nimmt für mich auch gleich die Reservation vor und eskortiert mich in einem vorausfahrenden Wagen zum Lokal, wo der Wirt schon bereitsteht und mir anzeigt, den Wagen an den Strassenrand zu stellen. Eine Visitenkarte des Restaurants unter dem Scheibenwischer regelt schliesslich alle rechtlichen Fragen – die italienische Lösung.

Jeder Gang ein Ereignis

Der Aventador S sieht nicht nur aus wie ein Wesen aus «Transformers», er verändert tatsächlich auch seinen Fahrer und bringt ihn ins Gespräch. An dem Auto ist nichts bescheiden: von der knallgelben Farbe bis zum 6,5 Liter grossen V12-Saugmotor, der bei normaler bis zügiger Fahrweise 16 bis 20 Liter Super Plus auf 100 Kilometer verbrennt. So unterhalte ich mich auf italienischen Raststätten mit begeisterten Tank-

warten, werde um Fotos gebeten, und auf der Autobahn kommt es öfters vor, dass ein Kleintransporter oder ein Fiat Tipo sehr nah auf-

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Veloland Schweiz

Paola Felix, Entertainerin

Es gibt schöne Sonnenuntergänge in der Südsee, auf Santorin und auf Capri. Ich habe mit Kurt ferne Länder im Wohnmobil (USA, Kanada) bereist und vom Hausboot aus Sehenswertes von Irland bis Venedig erkundet. Eine richtige Entdeckung aber war für uns das Veloland Schweiz. Auf dem Fahrrad lernt man die Vielseitigkeit der Schweiz am besten kennen. Wir sind an Seen und Flüssen entlangefahren, haben malerische Ortschaften und traumhafte Berglandschaften erlebt. Unterwegs locken interessante kleine Museen – zum Beispiel das Weinmuseum in Twann –, übernachten haben wir in kleinen, heimelige Hotels. Kulinarische Höhepunkte, Berge und Seen, Sonnenuntergänge und Natur, alles liegt vor unserer Tür.



schliesst, um ein paar Sekunden Videomaterial aufzuzeichnen.

Der Lamborghini summt, singt, schreit, brüllt – am liebsten war mir aber jenes Geräusch, das man am ehesten als summendes Gurgeln beschreiben könnte und das knapp unterhalb von 3000 Umdrehungen entsteht, wenn man behutsam beschleunigt. Das ist irgendwann so vertraut wie die rustikalen Vorgänge im automatisierten Schaltgetriebe: Jeder Gang ist ein Ereignis, je nach Fahrsituation geht ein ziemlicher Ruck durch das Auto, wenn man schaltet.

Neu ist im Aventador S ein weiteres Fahrprogramm, es heisst Ego (kein Witz!) und erlaubt die individuelle Einstellung von Lenkung, Federung und Ansprechverhalten. Die bekannten Fahrprogramme Strada, Sport und Corsa bleiben. Die wichtigste Änderung ist aber die neue Hinterachslenkung, die bei tiefem Tempo die Räder entgegengesetzt einschlagen lässt, um den Wagen handlicher zu machen, und sie bei höherer Geschwindigkeit parallel lenkt, um die Kurvenstabilität zu erhöhen. Das verleitet mich dazu, aus jeder Autobahnauf- oder -abfahrt das Maximum an G-Kräften herauszuholen, und ich staune jedes Mal von neuem. Der Grenzbereich des eigenen Mutes beginnt sehr viel früher als jener dieses Autos. Und bei nasser Fahrbahn ist der Aventador S so leicht durch den Regen zu fahren wie ein Porsche Cayenne. Wie von allem hat der Transformer auch von Traktion mehr als genug.

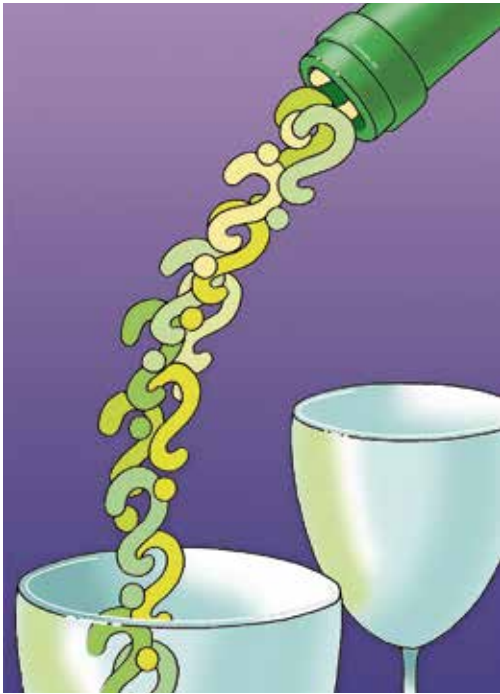
Lamborghini Aventador S

Leistung: 740 PS/544 kW, Hubraum: 6498 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 350 km/h, Preis: Fr. 430.000.–

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einen gemischten Salat als Vorspeise servieren und gleichzeitig oder kurz vorher dazu weissen oder roten Wein zum Anstossen einschenken? Ich kann mir kaum vorstellen, dass es eine exquisite, mit viel Liebe zubereitete Salatsauce gibt, die sich geschmacklich mit dem harmonischen Bouquet eines edlen Tropfens verträgt. *Walter Baumberger, Zollikerberg*

Eine tatsächlich problematische Verbindung – allerdings nicht wegen der frischen Kräuter, sondern weil Salatsaucen meist Essig oder Zitrone enthalten. Das macht es fast unmöglich, den passenden Wein dazu zu finden. Warum das so ist, lässt sich einfach herausfinden. Es genügt, einen Schluck Wein (z.B. Chasselas) zu trinken, anschliessend in einen Zitronenschnitt zu beißen und dann erneut einen Schluck des Weines zu verkosten. War seine Aromatik zuvor spritzig, ist sie jetzt pappig und schwer. Was also tun? Eine Möglichkeit ist, ohne Essig und Zitrone zu würzen oder zumindest mit mildem Essig. Ein weiterer Trick ist, dem Salat Nüsse, Käsestückchen oder Geflügel beizufügen. Ein Wein, der meist zu Salat passt, ist Rosé. Hat's Zitronensaft in der Sauce, wählt man einen säurebetonten Weisswein wie etwa Sauvignon blanc, Riesling×Sylvaner oder Räuschling. Je mehr Säure, desto besser kann er der Sauce standhalten. Auf keinen Fall passt Rotwein. *Chandra Kurt, Weinpublizistin*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zeitschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Eine Armee, die ein Weichspültraining hat, kann sich nur ein Land leisten, das sich nicht unmittelbar bedroht wähnt.» *Dorah Züst*

Zackige Ausbildung

Nr. 22 – «Die weichste Armee der Welt»; Christoph Mörgeli über die Schweizer Landesverteidigung

Es wäre positiv und naheliegend für unsere Armee-Ausbildner, einen Augenschein beim israelischen Militär (Israel Defense Forces) zu nehmen. Da gibt es eine zackige, optimale Ausbildung für junge Soldaten und Soldatinnen, im Wissen um Verantwortung und Schutz für ihr Heimatland. Eine Armee, die ein Weichspültraining hat, kann sich nur ein Land leisten, das sich nicht unmittelbar bedroht wähnt. *Dorah Züst, Horgen*

Die Befürworter sind sich einig: Die Schweiz braucht eine Luftwaffe, die für den militärischen Konfliktfall gewappnet bleibt. Wäre die Luftwaffe tatsächlich in der Lage, einem klassischen militärischen Angriff standzuhalten? Die Schweizer Armee hat gerade mal drei kampftaugliche Militärflugplätze. Man versetze sich in die Lage eines gegnerischen Kommandanten: Als Erstes würde er mit Fernlenk Waffen die Landebahnen zerstören – Fall erledigt! Die sich eventuell gerade noch in der Luft befindlichen superteuren Kampffjets könnten versuchen, auf den Autobahnen notzulanden – weiterer Einsatz unmöglich. Für den Luftpolizeidienst genügen die kleinen flinken PC-21. Das beim Verzicht auf Kampffjets eingesparte Geld könnte zweckdienlicher der Modernisierung der übrigen Armeeverbände zugeführt werden. *Hansjürg Fitzi, Amden*

Schlauer als seine Kritiker

Nr. 22 – «Antithese Trump»; Editorial von Roger Köppel

Donald Trump nimmt kein Blatt vor den Mund. Er ist schlauer als seine Kritiker und cleverer als all seine EU-Freunde, die verzweifelt versuchen, ihn auszubremsen. In der Aussenpolitik habe ich noch kaum einen dummen Satz gehört von ihm. Seine Botschaft, dass Europa in dieser Form keine Zukunft hat, ist absolut korrekt. Die Europäer sollen endlich mehr für ihre Sicherheit und Rüstung tun. Ich wünschte, wir hätten so einen mutigen Mann bei uns im Bundesrat, der den Volksentscheid höher gewichtet als die Interessen der EU. *Arash Yaraghchi, Winterthur*

Heer for President

Nr. 19 – «Meine Reisen in die <grosse Kloake>»; Alfred Heer über den Europarat

«Der Europarat ist ein Korruptionssumpf, der Menschengeschichtshof bringt nichts», schreibt

SVP-Nationalrat Alfred Heer in der *Weltwoche*. Er beklagt sich dabei zu Recht über den Präsidenten der Parlamentarischen Versammlung des Europarates. Dieser hat kürzlich zusammen mit dem Präsidenten der Fraktion der Allianz der Liberalen und Demokraten für Europa (Alde), welcher Heer angehört, Präsident Assad in Syrien einen Besuch abgestattet. Geflogen sind die Spanier mit einer Maschine der russischen Regierung. Ein derartiger Besuch der Führungsriege der Parlamentarischen Versammlung ist in der Tat ein Skandal. Solche Mitglieder der Versammlung müssen zurücktreten. Sie sind nicht glaubwürdig und schaden der Institution, welche sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges für mehr Frieden, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte in Europa einsetzt. Statt den Europarat und den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte grundsätzlich in Frage zu stellen, sollten wir zu diesen Institutionen Sorge tragen und uns dafür einsetzen, dass integre und unabhängige Abgeordnete mit Führungsverantwortung betraut werden, welche den Mut haben, diesen Korruptionssumpf auszutrocknen. So kann die Wahrnehmung dieser Völkerrechtsorganisationen als glaubwürdige und friedensstiftende Institutionen in den jeweiligen Nationalstaaten gestärkt werden. SVP-Nationalrat Heer bringt dafür beste Voraussetzungen mit, zumal seine Ambitionen, innerhalb der Alde-Fraktion Führungsaufgaben zu übernehmen, allseits bekannt und geschätzt sind.

Elisabeth Schneider-Schneiter, CVP-Nationalrätin, Biel-Benken

Nichts ist zufällig

Nr. 18 – «Ich bin mein Gehirn»; Urs Gehrig über den Neurologen Dick Swaab

Der Atheist und Neurologe Dick Swaab reduziert, wie viele andere, das Sein auf eine zufällig entstandene fantastische Maschine. Diese Ansicht gleicht derjenigen der Intelligenzija, welche Leichen sezziert, um die Seele zu finden, oder den Fernseher öffnet, um den Sprecher darin zu suchen. Das Gehirn ist ein Wunderwerk für sich – ein Universum mit seinen Milliarden Neuronen und Myriaden von Verbindungen. Nichts daran ist zufällig. *Christine Bär, Hünibach*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		
11			12									13
14								15				16
17			18									
		19	20						21			
22	23				24	25		26				
27				28					29	30		31
			32	33				34	35			
36		37				38	39					40
41									42			
43							44				45	
46									47			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Worum sich fromme Sorgen drehen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Irgendwie unanschaulich und somit auch realitätsfern. 8 Pendant der Aids-Hilfe Schweiz, das man in Australien kennt (kurz). 11 Der Monat ist tatsächlich nicht zu Ende. 12 Nass wird man dort auch, aber nicht von oben. 14 Der Triumphbogen liegt in München. 15 Wie man Troja auch nannte. 17 Damit werden Diego und Remo zur Stadt. 18 Künstliche Nisthöhle für natürliches Süß. 19 Im Südpazifik kennt man sie auch unter den Namen Nitendi oder Nendo. 21 Das tierische Schimpfwort für menschliche Dummheit. 22 Knapp bemessener Verbund aus Asien. 24 Enthaltbarkeit ist das Vergnügen an denen, die wir nicht kriegen. 27 Tor mit Unterhaltungswert. 28 Fruchtsaft, der sich dicke tut. 29 Da kriegt auch der Schweizer seine Kurve. 32 Schweizer, Schweizer Pianistin. 34 Digitale Welt: Nutze Apple Pay via dies. 36 Ein beliebtes Haustier gibt jenen klingenden Laut von sich. 38 Der Umlaut verwandelt Vögel in Bäume. 41 Wenn's wirklich dringend ist, dann wegen ihm. 42 Das Heiligtum des Islam, verklausuliert. 43 Keine Hundertstel- aber weniger als eine Sekunde. 44 Chemisch dies: Salz der Stickstoffwasserstoffsäure. 45 Wie die NFL ein Grosser im US-Sport. 46 Auch als Berghähnlein und Leberblümchen bekannt. 47 Der I. bis IV., alles Päpste zw. 654 und 1447.

Senkrecht — 1 London-Pendant bezüglich Samoa. 2 Mit St. Gotthard, Simplon und Mont Cenis wichtigste Route des Alpentransits. 3 Das von Homer besungene siebentorige ... in Bötien. 4 Zar Alexeis einstiger kosakischer Gegenspieler. 5 Es hat auch verrostet noch Gewicht. 6 Kann sogar mit einem Steckling geschaffen werden. 7 Mario, feierte mit Bud Erfolge. 8 Das System beschäftigt sich kurz gesagt mit den Alpen. 9 In Albanien ist das Kleidungsstück als Fustanella bekannt. 10 Abschiedsgruss, echt romanisch. 11 Afrika: Die Stadt gab dem Staudamm seinen Namen. 13 Da ist immerhin mehr als die Hälfte inklusive. 16 Wie Trump das Weltmeer nennt. 20 Die Hand von Noxus: im Computerspiel ein gefürchteter Krieger. 23 Sie können theoretisch ganz schön bisig sein. 25 Landgemeinde in Niger, Region Tahoua. 26 Vergötterte Jugend, was sie angeht. 28 Was die VBZ für Zürich, ist die TPG dort. 30 So genannter nachträglicher schriftlicher Zusatz. 31 In der Bibel das Abraham und seinen Nachkommen versprochene Land. 33 Die Welle spült die Mode in die Vergangenheit. 35 Die Goldbrasse ist auch so genannt bekannt und beliebt. 36 Die Paella wird in der Pfanne am besten darauf serviert. 37 Anna ist wohl nach Friesland gezogen. 39 Der Traum des unverständlichen Dichters. 40 Bleibt festzustellen: ablaufendes Wasser.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 520

S	C	H	A	L	E	A	N	D	E	R	S	O	N
O	I	A	S	Y	I	R	R	P	R	O			
P	A	E	S	S	E	L	A	V	I	E	R	E	N
A	L	B	I	S	M	O	T	O	C	R	O	S	S
F	R	I	G	E	N	R	N	E	T	T			
S	A	C	R	E	H	T	W	E	E	D	O		
E	G	E	R	T	A	H	A	A	S	E	P	P	
E	R	R	E	G	E	R	U	R	A	T	A		
L	A	E	R	E	I	F	E	N	P	A	N	N	E
E	S	S	B	A	R	A	N	U	S	A	N	T	
R	I	D	E	N	N	N	I	S	T	E	N		
E	N	D	E	N	G	A	G	S	A	N	A		

Waagrecht — 1 SCHALE 5 ANDERSON 11 ASYLE
12 PRO 13 PAESSE 16 LAVIEREN 19 ALBIS
20 MOTOCROSS 21 EIGEN (-schaft) 22 NETT
23 SACRE (franz. f. heilig [Gegenstand] und sacré verdammtter Mist) 25 TWEED 26 EGER
27 TAHAA (Insel nordwestl. v. Tahiti) 28 SEPP
30 ERREGER 32 URAT (Salz in der Harnsäure)
34 LAE 35 REIFENPANNE 39 ESSBAR
40 ANUS 41 ANT 42 DENN 43 NISTEN
44 ENDEN 45 GAGS 46 ANA

Senkrecht — 1 SOPA (span. f. Suppe) 2 HIEB
3 LASSIE 4 ESE 5 (B-) ALLON 6 NEAT 7 ERIC
(Ambler ist Autor, Titel) 8 SPROEDE 9 OREST
(Sorte) 10 NONSTOP 14 ALFAGRAS 15 SIERRE
17 VORWARNUNG 18 ERNESTA 20 MEHARI
23 SEELER 24 CERESIN 25 TAUEN 27 TEE-
REN 29 PANNEN 31 GRADE 33 APSIS
36 FANG 37 NATA (span. f. Sahne) 38 ETNA
(Ante, antike Architektur)

Lösungswort — **HERRENLEBEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Jahreskalender Ref. 5205G